

Wiener Studien 115 (2002)

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zum homerischen Epos

Homerus. *Ilias*. Recensuit Martin L. West. Volumen prius. Rhapsodiae I–XII. Stuttgart - Leipzig: B. G. Teubner 1998. LXII, 372 S. ISBN 3-519-01431-9 (kart.) 3-519-01430-0 (geb.)

Volumen alterum. Rhapsodiae XIII–XXIV. München - Leipzig: K. G. Saur 2000. VII, 396 S. ISBN 3-598-71435-1 (kart.) 3-598-71434-3 (geb.)

Eine neue *Ilias*-Ausgabe wurde zuletzt vor allem von Oralisten eingefordert. W. ediert jedoch weder einen ‚oral text‘ noch die ‚Vulgata‘ in der Folge Aristarchs (so zuletzt van Thiel 1991), sondern rekonstruiert den Zustand des durch den *Ilias*-Dichter im 7. Jh. schriftlich niedergelegten Textes. Damit hat er einen Methodenstreit grundsätzlicher Art ausgelöst: Im Internet-Rezensionsorgan BMCR wird eine ungewöhnlich ausführliche Debatte geführt; und im deutschen Feuilleton wird diese Auseinandersetzung schon mit dem ‚Historikerstreit‘ um M. Korfmanns neue Troia-Funde verglichen.

Der kritische Apparat konzentriert sich für die handschriftliche Evidenz auf die wichtigsten Codices; die (zum Teil noch unedierten) Papyri sind umfassend dokumentiert; der Testimonienapparat will alle wörtlichen Zitate bis in das 9. Jh. erfassen. W.s Bemühungen konzentrieren sich auf die systematische Rekonstruktion des Sprachzustands des 7. Jh.: Orthographie, Kontraktion, Aspiration, Akzent, Morphologie, Dialektologie. Die Auswirkung auf die Textgestaltung besteht in einer teils systematischen Umgestaltung, oft gegen die (fast) einheitliche handschriftliche Überlieferung (gelegentlich gestützt auf Papyri oder auf die Praxis der Inschriften): Akk. Pl. πόλις, Akk. τρίς, ἄσσοι, ἔϋ, ἡμέρη, καλέοντο (dreisilbig, statt καλεῦντο). Diese Aspekte der Ausgabe wird man besser diskutieren können in Auseinandersetzung mit W.s Begleitband: *Studies in the Text and Transmission of the Iliad*, München - Leipzig: Saur 2001.

Hier sei einer anderen Frage nachgegangen: Die *Ilias* ist einer der am besten überlieferten antiken Texte. Die modernen Ausgaben bieten, abgesehen von Eingriffen aus theoretisch-methodischen Erwägungen, ein sehr einheitliches Bild für die Wahl zwischen überlieferten Varianten. Inwiefern kann W.s Text hier noch Neues bieten? Nun, W.s Text verstößt erstaunlich oft gegen die ‚moderne Vulgata‘, und auch wenn man W. nicht immer zustimmen wird, demonstriert er, daß es sich lohnt, über Varianten der Überlieferung weiter nachzudenken und nicht die Editionsgehnheiten seit F. A. Wolf fortzuschreiben. Ich gebe eine Auswahl der spektakulärsten Abweichungen von (fast) allen modernen *Ilias*-Ausgaben, beschränkt auf die Bücher Α Β Ξ Σ (die Sigle Ω bezeichnet hier, anders als bei West, nur ‚alle‘ oder ‚fast alle‘ oder ‚alle restlichen codd.‘):

A 7 οὐνεκα † τὸν Χρῦσην. 67 βούλητ' Payne Knight: βούλεται Ω. 91 ἐνὶ στρατῷ εὔχεται εἶναι Ω : Ἀχαιῶν εὔχεται εἶναι Zen. Aristoph. Arist. 97 λοιμοῖο βαρείας χεῖρας ἀφέξει Ω : Δαναοῖσιν ἀεικέα λοιγὸν ἀμυνεῖ Arist. 185 τεὸν γέρας Payne Knight: τὸ σὸν γέρας Ω. 251 τράφον Buttman: τράφεν Ω 265 non legit: habent O T² H V

B 15 διδομεν δέ οἱ εὖχος ἀρέσθαι Aristoteles: Τρώεσσι δὲ κήδε' ἐφήπται Ω. 31 ἔνεισιν Arist.¹: ἔασιν Arist.² Ω. 168 non legit: habet H marg. add. T² D R. 204 ἀγαθὴ Aristoteles: ἀγαθὸν Ω. 206 non legit: habent Dio Chrys. h R O. 210 μεγάλα (Bentley) Dionys. Hal. (v.l.): μεγάλῳ Ω. 278 ἀνά δὲ πτολίπορθος Ὀδυσσεύς F R G: ἀνά δ' ὁ Arist. Ω. 291 ἦ μὲν καὶ πόνος ἐστὶν † ἀνιηθέντα νέεσθαι †. 318 ἀΐζηλον Arist.(?) Herodian.: ἀρίζηλον Ω: ἀρίδηλον Zen. 809 ὠείγοντο West: ὠίγνυτο Ω

Ξ 37 ὄψ' αἰόντες Zen. (?): ὀψείοντες Ω. 173 τοῦ καὶ † κινυμένοιο Διὸς κατὰ χαλκοβατές δῶ. 241 ἐπίσχοιας papp.: ἐπίσχοιες A b F W: ἐπισχοίης papp. T R G. 249 ἦδη γάρ με καὶ † ἄλλο τεῖ ἐπίνυσσεν ἐφετμή †. 269 non legit: habent codd. pauci. 322 Μίνω τε Arist. h: Μίνω τε Zen. Ω. 396 οὔτε πυρὸς τόσσοσ γε † ποτὶ βρόμος αἰθομένοιο. 403 πρὸς ἰθύν papp.: πρὸς ἰθύ οἱ Ω. 474 κεφαλὴν papp.: γενεὴν Ω: ῥα φυὴν Aristoph.

Der Interpolation verdächtigte Verse:

B 491/492 (damnavit Heyne), 525/526 (seclisit West), 535 (seclisit West), 547–551 (seclisit West), 558 (deest in A F Y), 674 (omisit Zen.), 703 (seclisit West), 742–744 (damnavit Payne Knight).

Ξ 40 (ath. Zen.), 49–51 (damnavit Hentze), 70 (deest in Ω: habent A C T W G), 420 (deest in papp. A M V).

Σ 26/27 (damnavit Düntzer), 34 (damn. Bothe), 39–49 (ath. Zen. Arist.), 200/201 (201 deest in codd. multis; Σ 200 deest in N V), 272 (damn. Bekker), 381 (deest in A R W G), 427 (deest in R G H), 441 (deest in G), 461 (damn. Düntzer), 535–538 (damn. Düntzer), 604/605 (inseruit Wolf e Athenaeo).

West liefert also keinen Text ‚für die Ewigkeit‘. Er stellt die Tradition der Editions-gewohnheiten in Frage, er nimmt den Befund der gesamten Überlieferung ernst, scheut sich aber nicht, ihn auch in Frage zu stellen, er stellt das Urteil des Philologen über dogmatische Erwägungen und liefert damit eine Textausgabe der Ilias, die man in Zukunft immer heranziehen muß.

Georg Danek

Oliver Hellmann, Die Schlachtszenen der Ilias. Das Bild des Dichters vom Kampf in der Heroenzeit. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 218 S. (Hermes Einzelschriften. 83.) ISBN 3-515-07463-5

Derzeit wird ein lauter Streit um die Historizität des Trojanischen Krieges geführt. Die Gegenpole lauten: „Die Ilias referiert ein historisches Ereignis aufgrund ungebrochener Informations-Weitergabe in mündlicher Überlieferung,“ bzw.: „Die Ilias entwirft mangels authentischer Informationen ein auf zeitgenössischer Realität basierendes Bild des Krieges.“ Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Die mündliche Tradition entwirft bald nach dem historischen Ereignis ein poetisches Bild davon und gibt es weiter; dieses wird über die Jahrhunderte transformiert, an das jeweils aktuelle Verständnis adaptiert und doch immer als dasselbe ‚historische‘ Bild gefaßt. Episches Erzählen ist immer zugleich ‚historische Rückerinnerung‘ und ‚historische Rekonstruktion‘.

Analoge Positionen wurden in Bezug auf die Kampfdarstellung der Ilias bezogen. Man sprach von einer nicht mehr verstandenen Erinnerung an mykenische Kriegsführung (Streitwagentechnik); hingegen hat J. Latacz in der Ilias ein poetisch nur wenig überfärbtes Abbild der zeitgenössischen Realität des Dichters postuliert (Phalanxtak-

tik). Demgegenüber hebt H. zu Recht die Poetizität des Konstrukts hervor, in dem Homer den Helden als Einzelkämpfer in den Vordergrund rückt: Nur die historische Erinnerung (Streitwagen), kombiniert mit historischer Rekonstruktion (Heroenzeit), ergibt jene poetische Einheit, die keiner historischen Zeitstufe entspricht.

H. weist also eine rein historische Erklärung der Kampfdarstellung Homers zurück, verankert hingegen die ‚poetische Darstellungsabsicht‘ Homers fest in den politischen Entwicklungen und der Mentalitätsgeschichte seiner Zeit. Ein weiter gefaßter Ansatz (den H. explizit ablehnt) könnte Homer vor dem Hintergrund seiner poetischen Tradition betrachten. Die daraus zu erzielenden Perspektiven ließen sich z. B. durch einen Blick auf die bosnische Epentradition erhellen: Dort entwickelt die Erzähltradition keine Mittel zu einer komplexen Schlachtdarstellung, sondern beschränkt sich für den Massenkampf auf formelhafte Pauschalangaben und konzentriert den Blick auf den Einzelhelden. Nur der Ausnahmesänger Avdo Mededović geht über diese Tradition hinaus und versucht sich an ausführlichen Schlachtdarstellungen – wobei er die traditionellen Darstellungsmittel benutzt und transzendiert.

Für die Ilias muß eine analoge Rekonstruktion spekulativ bleiben. Notwendig wäre sie allemal, weil wir nur so an den Erwartungshorizont des primären Publikums und damit an die Intention des Texts herankommen. Homers Publikum rezipierte den poetischen Text als Ausschnitt einer ihm vertrauten poetischen Welt und setzte ihn in Beziehung zu der Erfahrung der eigenen Lebenswelt. Jeder Schritt der Entfernung von den vertrauten traditionellen Darstellungsmustern konnte dabei als ‚Realismus‘ registriert werden. Die Ilias erzeugte also wohl das Bild einer im Vergleich zur Tradition erstaunlich massenzentrierten Schlachtbeschreibung. Daß es sich dabei trotzdem nur scheinbar um ein zeitgenössisches Ambiente handelt und die Entscheidung im Kampf allein bei den mythisch überhöhten Helden bleibt, das hat H. überzeugend dargestellt.

Georg Danek

Νικόλαος Π. Μπεζαυτάκος, Ἡ ῥητορική τῆς Ὀμηρικῆς μάχης.
Αθήνα: Εκδόσεις Καρδαμίτσα 1996. 404 S. ISBN 960-354-026-9

Das Buch behandelt auf der Grundlage der bekannten Arbeiten von Fingerle (1939), Fenik (1968) und Lohmann (1970) die Reden als Strukturelemente der homerischen Epentechnik. Ziel ist eine Gesamtdarstellung der Reden, die in Kampfbeschreibungen vorkommen, und die Darbietung des Materials für griechische Leser, die mit einem vielleicht weniger bekannten Feld der Homerforschung vertraut gemacht werden sollen.

Die Untersuchung ist in zwei große Abschnitte gegliedert. Im ersten werden die Reden typologisch geordnet und es wird ihre Verteilung auf die Schlachtszenen und die Funktion im Kontext bestimmt. Aufgenommen sind dabei auch Reden, die nicht unmittelbar in Kampfszenen stehen, aber die Kämpfe beeinflussen, wie z. B. im 15. Gesang alle Reden nach Vers 157, das heißt also auch die Aufträge des Zeus an Iris und Apollon. Der zweite Teil ist dann eine teilweise Ausführung der Typologie anhand von Beispielen, denn es werden nur die Reden der Monomachien des 3. und 7. Gesangs und der dazwischenliegenden Szenen als Bestandteile der Erzählung der Kämpfe bestimmt. Alle Reden insgesamt werden am Ende des Buches in Tabellen mit der genauen Versabfolge, den Sprechern und den Angesprochenen und allen weiteren notwendigen Angaben zusammengefaßt. Das Buch kann sehr gut auch als Einführung in die Homerlektüre gelesen werden und es kann dabei helfen, die Technik und die Kunst des Dichters zu verstehen.

Panagiota Wagner-Patsiou – Herbert Bannert

Bruce Loudon, *The Odyssey. Structure, Narration, and Meaning*. Baltimore - London: The Johns Hopkins University Press 1999. XVIII, 182 S. ISBN 0-8018-6058-X

Nach L. besteht die Struktur der Odyssee aus einem dreimal wiederholten Erzählmuster: „Odysseus gelangt zu einer Insel, erreicht, von einer Gottheit geleitet, unerkannt eine mächtige Frau, wird von ihr getestet und erlangt ihre Gunst. Eine Gruppe junger Männer bedrängt ihn und wird durch die Intervention einer erzürnten Gottheit getötet. Ein weiterer göttlicher Eingriff begrenzt die Katastrophe.“ Nach L. prägt dieses Schema (1) die Heimkehr des Odysseus auf Ithaka, (2) die Phaiakis, und (3) die ‚Aiaia-Sequenz‘. L. zählt eine große Zahl von Motivparallelen auf, die sich in allen drei ‚Phasen‘ finden, und allein dadurch ist das Buch wertvoll und anregend.

Im einzelnen wendet L. Systemzwang an, auch da er in strukturalistischer Manier nicht zwischen plot und story unterscheidet: Seine ‚Aiaia-Sequenz‘ kombiniert Kirke- und Thrinakia-Episode unter Ausschluß der übrigen Irrfahrten. Und die Phaiakis paßt nur in das Schema, da L. die jungen Phaiaken, die Odysseus beim Wettkampf provozieren, mit der Schiffs-Crew gleichsetzt, die vom zürnenden Poseidon bei der Rückkehr von Ithaka getötet würde – Annahmen, die im Text nicht thematisiert werden.

Bei näherem Überlegen handelt es sich bei L.s Schema um die Kombination zweier unabhängiger Schemata: (a) ‚Held erlangt Frau‘, und (b) ‚Gottheit bestraft Hybris‘. In den Apologen und der Phaiakis stehen die zwei Motive in keinem direkten Zusammenhang; der Ithaka-Handlung liegt das Schema (a) in erweiterter Form zugrunde: ‚Held gewinnt Frau gegen den Widerstand einer Gruppe junger Männer‘. Wohl erst in unserer Odyssee sind die Freier durch Hybris gekennzeichnet, was ihre Ermordung zur göttlichen Strafe macht. Unsere Odyssee kombiniert somit in der Haupthandlung die beiden Motive (a) und (b), während diese in den Apologen und in der Phaiakis unverbunden bleiben. Wir haben es daher weniger mit dem dreimaligen Ablauf eines kohärenten Erzählmusters zu tun als mit der Spiegelung disparater Bestandteile der Haupthandlung in den Nebenhandlungslinien. Oralisten beschreiben dies als ‚composition by theme‘.

Georg Danek

Zu Seneca

Trasmissione e ricezione del testo di Seneca. Hrsg. von Nino Scivoletto. Roma: Herder Editrice 2000. 378 S. (Giornale italiano di filologia. 52. 1/2.) ISSN 0017-0461

Dieser Band wurde aus Anlaß des 2000. Geburtstags des Jüngeren Seneca (das Jahr seiner Geburt ist freilich immer noch umstritten) zwei Themen gewidmet, die eng miteinander verbunden sind: der handschriftlichen Überlieferung der Werke Senecas und ihrer Rezeption – diese gewissermaßen der literarische Niederschlag von jener. Wie wenig die beiden Fragestellungen voneinander zu trennen sind, wird in den meisten der insgesamt zwölf Beiträge deutlich.

Im ersten Artikel beleuchtet Brugnoli die Überlieferung der Tragödien: Eine der zwei Handschriftenfamilien ist durch den heute in Florenz aufbewahrten, aus Pomposa stammenden, doch letztlich auf eine Vorlage aus Monte Cassino zurückgehenden Codex E (s. XI) vertreten, während die andere durch mehrere jüngere (s. XIII), haupt-

sächlich auf das Gebiet Nordfrankreichs weisende Codices repräsentiert ist und durch spätantike indirekte Überlieferung dokumentiert wird; die zwei Familien differieren so stark, daß die (heute verbreitet akzeptierte) Hypothese von zwei mittelalterlichen Rezensionen nicht von der Hand zu weisen ist. Erst in der zweiten Hälfte des Aufsatzes zeigt sich, daß das Grundanliegen des Autors in einer methodologischen Kritik an Zwierleins Edition (Oxford 1986) besteht; dieser hatte – prinzipiell unanfechtbar, wenn auch in Details keineswegs jeder Kritik enthoben – seinen Text auf der Grundlage von Handschriften beider Familien (die seinem Stemma zufolge gar nicht durchgehend voneinander getrennt werden können) und unter Zuhilfenahme von Konjekturen erstellt. *Brugnoli* hingegen hält die zwei Rezensionen für derart disparat, daß jede für sich ediert werden sollte, und weist in rüdem Ton jede Konjekturenkritik zurück. Dies würde dem gesamten Text von Senecas Tragödien freilich die *crux desperationis* aufdrücken. Ein derartiger Pessimismus ist wohl nicht am Platz.

Durchaus nützlich für den Editor ist der zweite Beitrag, verfaßt von *Boncore*: Er enthält eine Zusammenstellung aller (Pseudo-)Seneca-Handschriften der Vatikanischen Bibliothek. Die Liste umfaßt Herkunft, Datierung, Inhalt und einige kodikologische Angaben. Einem ähnlichen Ziel dient der Artikel von *Fohlen* zur Überlieferung der *Epistulae ad Lucilium*. Die Briefe sind in verschiedenen Text-Ensembles (pp. 1–88 und 89–124 oder 1–124 bzw. 1–87 und 89–124, jeweils mit Varianten) erhalten, die vorgestellt werden und als Raster für die Einordnung der über 300 (!) dokumentierten Handschriften dienen. So verdienstvoll diese Arbeit auch ist, darf sie nicht (und will dies natürlich auch nicht) darüber hinwegtäuschen, daß eine derartige Unterteilung nach äußeren Kriterien die Erstellung eines Stemmas nicht überflüssig macht, da ja mit allen möglichen Spielarten von Kontamination zu rechnen ist.

In dem Band zwar an letzte Stelle gereiht, inhaltlich aber in den ersten Teil gehörend, befaßt sich der Artikel von *Stok* mit der in der Spätantike und in der frühen Neuzeit (wohl aus stilistischen Gründen) bescheidenen Rezeption der *Naturales quaestiones* und gibt einen Überblick über ihre Überlieferung, die durch die rezenten Arbeiten v. a. von *Hine* in ihren wichtigsten Punkten geklärt sein dürfte.

Zwei Beiträge sind den Epigrammen gewidmet: *Flammioni* stellt zum sogenannten *Epitaphium Senecae* (Anth. Lat. 667 Riese) die Forschungsgeschichte vor, die sich hauptsächlich der bis heute unentschiedenen Frage bezüglich des Autors (Seneca oder ein Zeitgenosse) zugewandt hat, und interpretiert das Epigramm sprachlich-literarisch (Junktur- und Topoi-Analyse); auch unter Anwendung dieser Methode läßt sich die Authentizität nicht beweisen. – Die Absicht von *Zurlis* Artikel ist es, künftigen Editoren der Epigramme zuverlässige Informationen über die Verwandtschaft der Handschriften zu geben; zu diesem Zweck analysiert er die einzelnen Zusammenstellungen von Gedichten, die entweder in der Überlieferung oder in der modernen Wissenschaft Seneca zugeschrieben werden: Jedes Ensemble hat eine gesonderte Überlieferung; die Verwandtschaft der jeweiligen Textzeugen wird aufgrund äußerer wie auch innerer Kriterien (Bindefehler) nachgewiesen. Überzeugend sind *Zurlis* Überlegungen zur indirekten Überlieferung anhand einer (bereits bekannten) Reminiszenz bei *Hrabanus Maurus* (carm. 24, 7–12): Sein Text der Epigramme Anth. Lat. 427 und 433 hatte frappante Ähnlichkeit mit jenem des *Codex Vossianus* (*V* bei Riese).

Gewissermaßen als Komplementierung seiner Arbeiten über die Klassiker-Handschriften des 9. bis 12. Jhs. kann der Artikel von *Munk Olsen* gelten, in dem er die mittelalterlichen Exzerpthandschriften und Florilegien untersucht; nach ersten Belegen im 9. Jh. setzt die Exzerpierung aus Senecas Schriften (hauptsächlich Tragödien, *Naturales quaestiones* und Briefe) mit zunehmendem Interesse an dem Autor im 12. Jh. ver-

stärkt ein. Vergleichbar damit nimmt die Bedeutung Senecas in den verschiedenen Typen der Florilegien (angelegt nach Autoren, Themen etc.) zu. Sehr aufschlußreich ist die in einer Appendix enthaltene Übersicht über die Repräsentation jedes einzelnen echten oder unechten Werks (entsprechend der Überlieferung sind auch die Schriften des Älteren Seneca berücksichtigt) in den Florilegien, denn die Geschichte der Seneca-Rezeption ist auch an derartigen, zum Teil sublitterarischen Produkten abzulesen.

Den zweiten Teil des Bandes leitet wiederum ein Beitrag von *Brugnoli* ein; er enthält eine sorgfältig kompilierte nützliche Sammlung von Rezeptionszeugnissen, die von der Spätantike bis ins 13. Jh. reicht. Es geht dem Autor darin nicht um eine Diskussion komplizierter Abhängigkeitsfragen – so sind etwa nicht alle angeführten Stellen aus der patristischen Literatur zweifelsfrei Zitate, und im Fall Augustins wäre eine vorsichtiger Haltung, wie Traina zeigte, wohl eher angebracht –, sondern darum, die ganze Bandbreite der Rezeption aufzuzeigen; der häufige Rekurs auf Fragen der handschriftlichen Überlieferung ermöglicht Einblicke auch in die Textgeschichte im engeren Sinn.

Ausgehend von einem Beispiel aus einem Brief an Francesco Pizolpasso stellt *Canfara Poggios* Verhältnis zu Seneca dar. An sich gab es im Humanismus keine Hindernisse für eine reiche Seneca-Rezeption, da dieser Autor einerseits ein wichtiger Vertreter der römischen Literatur war, andererseits in gewisser Nähe zu christlichen Gedanken zu stehen schien. Häufig wurde er von Poggio im Zusammenhang mit der Aufforderung zitiert, literarische Studien als Mittel der Lebensbewältigung (vgl. dial. 9, 3, 6) einzusetzen, und seine Empfehlung einer einfachen Lebensführung beeindruckte Poggio stark; so verwundert es nicht, daß Poggio beinahe alle Werke Senecas in seiner Bibliothek hatte. Geistesgeschichtlich ist höchst interessant, daß, wie *Canfara* ausführt, Poggio sein Naheverhältnis zu Seneca nicht zuletzt der Lektüre Petrarcas verdankte, der beispielsweise in seiner *vita solitaria* senecäische Argumente verwendet hatte.

Verschiedene literarische Modelle werden von *Lokaj* im Zusammenhang mit Handlungsmustern in Tourneurs *The Revenger's Tragedy* (1607) durchaus anregend, wenn auch nicht in jedem Fall überzeugend vorgestellt. So reichen etwa vereinzelt sprachliche und eine motivische Parallele nicht aus, um eine Übernahme aus Ovid (met. 10, 238ff.) wahrscheinlich zu machen: Das Motiv, daß ein sprödes Mädchen mit Pretiosen dazu gebracht werden soll, den Verliebten zu erhören, gehört allgemein der Liebesdichtung an (vgl. z. B. Prop. 3, 13, 27ff.) und ist kein ovidisches Spezifikum. Zentralpunkt des Artikels sind zwei knapp aufeinander folgende lateinische Zitate in Szene I, 4; eines wurde bereits identifiziert – es handelt sich um Sen., *Phaedra* 607 –, das andere (*melius virtute mori quam per dedecus vivere*) führt *Lokaj* auf die Schrift *Ad Herennium* (4, 44, 57: ... *et cum possis cum summa virtute et honore pro patria interire, malle per dedecus et ignaviam vivere*) zurück, doch bleibt dies eine unsichere Hypothese; da es sich offenbar nicht um ein wörtliches Zitat handelt, käme auch Sall. Cat. 20, 9 (*nonne emori per virtutem praestat quam vitam miseram atque inhonestam, ubi alienae superbiae ludibrio fueris, per dedecus amittere*) in Frage; darüber hinaus ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Autor den Satz nicht aus einem antiken Text, sondern aus einem Florilegium bezog, vielleicht in der Meinung, es handle sich dabei wie beim folgenden um ein wortgetreues Seneca-Zitat.

Den Abschluß des Teils über Senecas literarisches Nachleben bildet der Artikel von *Santini*, in dem eine zunächst isoliert erscheinende Seneca-Reminiszenz bei Thomas Thorild geschickt in das in der Aufklärung vieldiskutierte Thema des Freitods bzw. seiner moralischen Wertung gestellt wird.

Die Verbindung der zwei Themen, Überlieferung und Rezeption, ist in dem vorliegenden Band überzeugend gelungen. Er gibt allen, die sich mit der vielfältigen Wirkungsgeschichte des senecäischen Œuvres beschäftigen, reiche Materialgrundlage an die Hand und enthält eine Vielzahl von Anregungen für weitere Arbeiten.

Dorothea Weber

Aldo Setaioli, *Facundus Seneca. Aspetti della lingua e dell'ideologia senecana*. Bologna: Patron editore 2000. 480 S. (Testi e manuali per l'insegnamento universitario del Latino. 68.) ISBN 88-555-2575-1

Vergleichbar mit seinem 1988 publizierten Sammelband *Seneca e i Greci* legt S. nun seine wichtigsten Arbeiten aus den letzten 20 Jahren zu Sprache, Stil und (philosophischer) Gedankenwelt vornehmlich der Prosawerke Senecas vor: Die Reihe eröffnet der Artikel *Elementi di sermo cotidianus nella lingua di Seneca prosatore*, es folgen in chronologischer Anordnung der Aufsatz *La resa dell'privativo nella prosa filosofica senecana*, die grundlegende, erstmals in ANRW 32.2 abgedruckte Analyse *Seneca e lo stile*, ferner *Seneca e gli arcaici*, *Due messe a punto senecane*, sowie aus dem letzten Quinquennium *Séneca, Epicuro y Mecenas*, *Seneca e l'oltretomba*, *Un'espressione ingiuriosa greca in Seneca* sowie schließlich *Seneca, lo schiavo Felicione e un'iscrizione di Velia*. An das Ende sind einige ausführliche Rezensionen aus jüngster Zeit gesetzt.

Was diesen Band so wertvoll macht, ist zunächst die gelungene Kombination der wichtigsten Beiträge des Autors, die nun gesammelt und somit leicht zugänglich vorliegen; dazu kommt die wissenschaftliche Aktualität, die durch die ausführliche Appendix *Aggiornamenti* garantiert ist, sowie die durch Indices gewährleistete Benützbarkeit des Buchs auch nur für einzelne Probleme. Man vermißt lediglich ein Register der behandelten grammatikalischen Phänomene. Das Verzeichnis der Sekundärliteratur umfaßt so gut wie alle wichtigeren Arbeiten zu Senecas Prosaschriften aus dem 20. Jh. und kann auch zur Orientierung im weiten Feld der wissenschaftlichen Diskussion über Seneca herangezogen werden.

Dorothea Weber

Andrea Balbo (et al.), *Seneca e i giovani*, a cura e con una conclusione di Italo Lana. Venosa: Edizioni Osanna 1997. 216 S. (Polline. 7.) ISBN 88-8167-183-2

Ein weiterer anläßlich der zweitausendsten Wiederkehr der Geburt Senecas veröffentlichter Band ist aus den Beiträgen einer Gruppe von Schüler(inne)n Italo Lana unter seiner Leitung hervorgegangen. Der erste Beitrag von A. Balbo faßt die antike Terminologie der Lebensalter allgemein zusammen und hat mit Seneca selbst wenig zu tun; der zweite von M. Guerra sammelt die spärlichen Fakten, die sich aus den Schriften des Philosophen über seine eigene Kindheit und Jugend, das Verhältnis zu seinen Eltern und (am ergiebigsten) seine Ausbildung ermitteln lassen. Der dritte Beitrag von M. Guglielmo ist der Ausbildung Neros durch Seneca unter zwei Aspekten gewidmet, einerseits den historischen Zeugnissen, andererseits den auf die spezifische Situation der Erziehung eines Kaisers zugeschnittenen Themen und Exempla der Schrift *De clementia*. Die Rolle von Kindern und Jugendlichen in Prosaschriften und Tragödien steht im Mittelpunkt der beiden letzten Beiträge von R. Strocchio und S. Rota. Die *Conclusiones* von Italo Lana erweitert den historischen Aspekt von

G u g l i e l m o s Beitrag auf weitere historisch bezeugte Jugendliche aus dem Umkreis Senecas, von Annaeus Serenus, dem Widmungsträger mehrerer philosophischer Schriften, über Persius und Lucan bis zu seiner jungen Gemahlin Pompeia Paulina. Dieser letzte Beitrag ist dazu geeignet, die Themenstellung des Bandes insgesamt zu rechtfertigen; beweist er doch die Anziehungskraft des Philosophen und Lehrers auf viele, wenn auch keineswegs auf alle jungen Adelige seiner Zeit. Insgesamt bietet der Band wenig Neues und nichts Überraschendes, aber eine lesbare und nützliche Zusammenfassung.

Hildegund Müller

L. Annaeus Seneca, *Medea*. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Bruno W. Häuptli. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1993. 166 S. (Universal-Bibliothek. 8882.) ISBN 3-15-008882-8

Der Band bietet in der üblichen Form den lateinischen Text mit Übersetzung, Anmerkungen, ausführlichem Nachwort und Literaturangaben und ist im wesentlichen in allen Teilen gelungen. Der lateinische Text folgt der Ausgabe von Costa (Oxford 1976), nicht der neuesten Oxoniensis von Zwierlein (1986, ²1991), dessen Textänderungen aber z. T. berücksichtigt sind. Änderungen gegenüber Costa sind in einem kurzen Kapitel zur Textgestaltung zusammengefaßt und teilweise auch in den Anmerkungen begründet. Die Übersetzung folgt dem Versmaß des Originals und wirkt flüssig und gelungen, von einzelnen unschönen Formulierungen abgesehen (Vers 20: *per urbes erret ignotas* „er ... schlendert durch fremde Städte“, was den Fluch Medeas gegen Iason sicher nicht korrekt wiedergibt). Dem deutschen Text sind ausführliche, teils aus dem Text, teils aus sekundären Quellen erschlossene Regiebemerkungen beigegeben, die in den Anmerkungen selbst meist begründet werden; damit ist die Ausgabe nicht nur als klares Bekenntnis zur (lange umstrittenen) Aufführbarkeit des Stückes zu sehen (argumentiert im Nachwort, 138–142), sondern auch als brauchbare Grundlage für eine Aufführung. Die Anmerkungen selbst gehen über den bloßen Zeilenkommentar hinaus; jeder Szene ist eine allgemeine Vorbemerkung über Thema, Aufbau, Funktion im Stück und literarische Tradition gewidmet. Zeittafel, ausführliches Nachwort (hervorzuheben ist die Darstellung der neuzeitlichen Nachwirkung der Tragödien Senecas), Literaturliste und kommentiertes Namenregister beenden das nützliche Bändchen.

Hildegund Müller

Christine Schmitz, *Die kosmische Dimension in den Tragödien Senecas*. Berlin-New York: Walter de Gruyter 1993. 250 S. (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte. 39.) ISBN 3-11-013517-5

Peter J. Davis, *Shifting Song: The Chorus in Seneca's Tragedies*. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 1993. 274 S. (Altertumswissenschaftliche Texte und Studien. 26.) ISBN 3-487-09748-6 ISSN 0175-8411

Christine Schmitz untersucht in ihrer 1991 entstandenen Dissertation das Zusammenspiel zwischen dramatischer Handlung auf der menschlichen Ebene und deren Widerspiegelung im Walten der Naturkräfte, ein Aspekt, der bei Seneca gegenüber seinen griechischen Vorbildautoren sehr stark betont und in den Mittelpunkt gerückt

wird, wie S. beispielhaft an der Pestschilderung im Oedipus herausarbeitet. Für alle vollständig erhaltenen authentischen Tragödien wird eine sorgfältige, detailreiche, das Verhältnis zur literarischen Tradition und zum häufig vergleichbaren Epiker Lukan gebührend berücksichtigende Interpretation der kosmische Ereignisse behandelnden Partien und ihrer Stellung im Gesamttext geboten, wobei der weitgefaßte Titelbegriff ‚kosmisch‘ geschickt gewählt ist, um durchaus unterschiedliche Motiv- und Handlungselemente gemeinsam behandeln zu können (die Wirkung menschlichen Handelns auf die Natur, die menschliche Reaktion auf Naturgeschehen, die Mantik). Der Wert der Arbeit liegt vor allem in der Zurechtrückung einseitiger Pauschalurteile, etwa der überstarken Betonung stoischer Voraussetzungen bei Pratt (1983) und Rosenmeyer (1989), denen S. eine differenziertere Betrachtungsweise entgegensetzt: die Sympathie zwischen Kosmos und Menschenschicksal ist weniger poetisch umgesetzte philosophische Doktrin als genuin dichterische Technik, die sich in ähnlicher Weise in der kaiserzeitlichen Epik findet. Wie dieser Vergleich nahelegt, bleibt die Frage nach dem Wesen der behandelten Texte, also der dramatischen Lesung oder möglichen dramatischen Aufführung, in der Arbeit unberücksichtigt, was einerseits dem behandelten Teilaspekt durchaus nicht abträglich ist, zum andern aber weitere Fragen aufwirft: inwieweit dient die untersuchte Engführung von Menschen- und Naturebene der Charakterzeichnung einerseits und der Strukturierung des dramatischen Geschehens andererseits? Interessant für beide Aspekte ist die Interpretation des ‚Thyestes‘, in der die Reaktion der handelnden Personen und des Chores auf das naturwidrige Phänomen des Sonnenrücklaufs je unterschiedlich ausfällt, was S. auf die Praxis der Deklamationsübungen zurückführt.

Die Studie von Davis geht dagegen von einem formalen Kriterium aus: untersucht werden die Chorlieder, ein noch zuwenig untersuchter und oft geringgeschätzter Teil der Tragödien Senecas. Das Thema bedingt verschiedene disparate Teiluntersuchungen und vor allem die explizite Auseinandersetzung mit der Frage nach der dramatischen Aufführung, die D. als gegeben annimmt und in einem ausführlichen Prolog argumentiert. Untersucht werden im folgenden die Frage der An- und Abwesenheit des Chores auf der Bühne, die sich in den meisten Szenen aufgrund innerer Evidenz wahrscheinlich machen läßt, die Rolle, die der Chor in der dramatischen Handlung spielt, sowie verschiedene inhaltliche Aspekte der Chorlieder; die (oft kritisierte) reichliche Verwendung mythologischer Exempla und Vergleiche, die, wie D. aufzeigt, zur indirekten Charakterisierung der handelnden Personen, mehr aber noch der subjektiven Sicht des Chores auf diese dient, und die Rolle der Philosophie, die sich – hier trifft sich D. mit S. – weder als zentral noch als schulmäßig stoisch herausstellt, sondern der dramatischen Gestaltung strikt untergeordnet ist und deshalb auch von Senecas Prosaschriften differieren kann (etwa in der Gestalt des Hercules, 126ff.). Die Frage, wie sich aus diesen Gestaltungsprinzipien ergebende Divergenzen innerhalb des Dramas zu werten sind, wirft D. anhand der Aussagen über den Tod und der Erscheinungen von Toten in den ‚Troades‘ auf und zeigt, wie sie zur Verdichtung der dramatischen Handlung und zur Charakterzeichnung nutzbar gemacht werden. Es folgt ein Abschnitt über Gebete als Chorlieder sowie zwei sehr allgemeine, ‚Drama‘ und ‚Poetry‘ überschriebene Kapitel, in denen eine Anzahl von formalen und stilistischen Beobachtungen (etwa der Längenverhältnisse der Chorlieder und ihrer Verteilung innerhalb des Dramas) zusammengefaßt ist, die sich sicher noch entscheidend ausweiten ließen. Zwei kurze Kapitel über die pseudo-senecanischen Tragödien Octavia und Hercules Oetaeus, die sich formal wesentlich von den Tragödien Senecas unterscheiden, beschließen das Buch. Insgesamt liegt D.s Verdienst in der oberflächlichen, aber vielfältigen Präsen-

tion möglicher Zugänge zu den Tragödien (unter strikter Beschränkung auf textimmanente Interpretation: das Verhältnis zum griechischen Drama und zur älteren römischen Literatur bleibt unberücksichtigt). Die Arbeit kann mithin als Anregung für eine gründlichere Neuinterpretation des Corpus der Tragödien gelesen werden.

Hildegund Müller

Michael S. Armstrong, „Hope the Deceiver“: Pseudo-Seneca *De Spe* (*Anth. Lat.* 415 Riese). Edited with Translation, Prolegomena and Commentary. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 1998. 242 S. (Spudasmata. Band 70.) ISBN 3-487-10760-0 ISSN 0548-9705

Viele Gedichte der *Anthologia Latina* sind gar nicht oder zumindest nicht in rezenten Untersuchungen behandelt. Selbst für das Corpus von *Anth. Lat.* 396–463, das aufgrund seiner (handschriftlich nicht bezeugten) Zuschreibung an den jüngeren Seneca auf gewisses Interesse stieß (in diesem Bereich sind in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich italienische Forscher hervorgetreten), fehlen gründliche Einzelanalysen. Eine solche liegt nun für *Anth. Lat.* 415 in dieser 1993 approbierten und für den Druck überarbeiteten Dissertation vor. Die ausführliche Einleitung widmet sich zunächst der Frage der Autorschaft, für die mangels äußerer Bezeugung Sprache und Gedankenwelt des Gedichts beleuchtet werden. Selbst wenn A. ein feineres Instrumentarium zur Scheidung von Anklang, Imitation etc. hätte anwenden können, wäre das Ergebnis über ein ‚non liquet‘ trotzdem nicht hinausgekommen (30). Ein weiterer, gut gelungener Abschnitt ist dem Begriff *spes* in der römischen Kultur gewidmet: Während seine Verwendung in der politischen Propaganda für das Gedicht keine Rolle spielt, ist die Ambivalenz grundlegend, mit der in der Philosophie v. a. der Stoa die ‚Hoffnung‘ beurteilt wird. In dieser Sichtweise geht das Konzept von *Spes* in jenes der (blinden) *Fortuna* über, wie A. überzeugend darlegt (39–42). Den Hauptteil der Arbeit bilden der Text (mit sehr ausführlichem Apparat), dem eine (englische) Übersetzung beigegeben ist, und ein detaillierter Zeilenkommentar. Hier zeigen sich leider A.s Schwächen sehr deutlich, und sein Mangel an sprachlicher Kompetenz sollte den Leser davor warnen, die Textkonstitution kritiklos zu akzeptieren; vgl. etwa die Diskussion über *qua* (2), in der A. seine Variantenwahl mit einem Rekurs auf die Schulgrammatik begründet (68); fraglich erscheinen ferner die textkritischen Entscheidungen in den Versen 3 (*res*), 7 (*futuri*) und 61 (*hoste*). Auch für die Interpretation wäre mitunter die Verwendung der Grammatik von Hofmann-Szantyr (A. dürfte nur Kühner-Stegmann kennen) vorteilhaft gewesen; so kann etwa der in 27f. eingeführte Gladiator sehr wohl mit jenem von 29f. identisch sein: *et qui ...* (29) führt keine neue Person, sondern bloß ein weiteres Attribut ein, und dies entspricht gut klassischem Latein. Auch für die Konstruktion von *movere* mit Infinitiv wäre aus Hofmann-Szantyr (dort 346) einiges zu erfahren gewesen. Was aber am meisten stört, ist A.s der Literaturbetrachtung des 19. Jahrhunderts verpflichteter Ansatz. Zum Beispiel geht angesichts der Verse *spem iussus praebere caput paloque ligatus, / cum micat ante oculos stricta securis, habet* (25f.) eine Diskussion über die Frage, in welcher Körperhaltung der Delinquent den tödlichen Hieb erwartete (116f.), an den Intentionen des Dichters völlig vorbei. Daß sich übrigens aus der Verwendung des Worts *securis* kein Datierungskriterium erschließen läßt (118: „Unless our author was indulging in a pointless archaism, his use of *securis* in a description of *decollatio* suggests that the poem was probably composed before the end of the first century A.D.“), sollte selbstverständlich sein. Eine derartige Betrachtungsweise

wird selbst einem Gedicht ohne hohe literarische Qualität nicht gerecht. – Bei der Sammlung und der Analyse sprachlicher Parallelen hingegen vermag A. durchaus Neues zu sehen. Wenn auch Ähnlichkeiten bisweilen überinterpretiert werden – für die Wendung *aeternis Mortis ... portis* (Vers 5) ist eine Übernahme von Tertullian bzw. der Vulgata natürlich von vornherein ausgeschlossen, auch liegt kein „accidental Hebraism“ (75) vor, sondern nur das verbreitete Bild der Tore des Todes –, sind die beigebrachten Verbindungen hauptsächlich zu Tibull und Ovid sorgfältig recherchiert und überzeugend argumentiert. Durchaus beachtenswert sind auch Beobachtungen zur Struktur (z. B. jener der mythologischen Exempla in den Versen 43–50). All dies aber kann die angedeuteten Mängel leider nicht kompensieren. Dorothea Weber

Zu den Elegien Maximians

Christina Sandquist Öberg, *Versus Maximiani. Der Elegienzyklus textkritisch herausgegeben, übersetzt und neu interpretiert.* Stockholm: Almqvist & Wiksell International 1999. 205 S. (Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Latina Stockholmiensia. 43.) ISBN 91-22-01824-7

Die Verf. setzt sich zum Ziel, den Elegienzyklus Maximians, versehen mit einer deutschen Übersetzung, einem möglichst vollständigen textkritischen Apparat und einem Quellenapparat, erneut zu edieren und einleitend die Problematik der Verfälschung, Datierung und Intention einer Lösung zuzuführen. Prinzipiell sind derart hochgesteckte Ziele gerade bei diesem Autor, der ja in der modernen Forschung in jeder Hinsicht umstritten ist, sehr zu begrüßen; auch eine sorgfältige kritische Neuausgabe wäre trotz der Edition von D. Guardalben aus dem Jahr 1993, die allerdings S. Ö. nicht zur Verfügung stand, wünschenswert, das umso mehr, als ja von dem Elegiker bisher keine deutsche Übersetzung existierte. Erst nach S. Ö.'s Buch erschien eine weitere Edition mit deutscher Übersetzung von Wolfgang Fels (*Maximianus, Elegien – Der alte Mann und die Liebe. Appendix Maximiani – Von Mädchen und Mauern*, Heidelberg 2000), der allerdings in der Textgestaltung hauptsächlich der alten Edition von A. Baehrens aus dem Jahr 1883 folgt und außerdem keinen textkritischen Apparat bietet. In diesem Punkt ist somit S. Ö.'s Edition derjeniger von Fels weit überlegen: Ihr textkritischer Apparat ist so gut wie vollständig und kann als hilfreiches Instrumentarium für die weitere Arbeit am Text dienen. Zudem konnte S. Ö. in Berlin eine bisher unbekannte Handschrift ausfindig machen, die im 14./15. Jh. in Italien oder Frankreich entstand und u. a. den Maximiantext (mit einigen Lücken) bietet, allerdings weder für die Textkonstitution noch für die Rekonstruktion eines Stemmas neue Erkenntnisse bringt. Weniger positiv muß leider das Urteil bezüglich der übrigen Ergebnisse der Arbeit ausfallen: Diese beruhen teilweise auf einer methodisch bedenklichen Untersuchung und offenbaren in manchen Punkten die Unkenntnis der Autorin auf dem Gebiet der nichtklassischen lateinischen Sprache und Literatur.

Doch der Reihe nach: In dem Unterkapitel 2 der Einleitung (Das Werk und sein Autor, 11–33) schließt sich S. Ö. zunächst richtig der in der Forschung bereits mehrfach vertretenen These an, es handle sich bei dem Werk nicht um voneinander unabhängige Einzelegien, sondern um einen Zyklus, in dem die Gedichte inhaltlich aufeinander bezogen seien, gerahmt von der Anrede an die *senectus* in 1, 1 und 6, 1; das

Ich der Elegien sei zudem nicht mit dem Dichter identisch, dieser habe vielmehr eine Satire auf den jammernden Greis Maximian verfaßt. Doch in den folgenden Abschnitten 3 (Die Frage der Datierung, 33–37), 4 (Wahrheit oder Dichtung?, 37–41) und 5 (Einige denkbare Identifizierungen der Hauptperson, 41–44) weicht sie von diesem eingeschlagenen Weg wieder ab: Sie erklärt zwar sämtliche Liebesabenteuer und die daran beteiligten Frauengestalten für fiktiv, hält aber die Gestalt des Boethius in 3 und die Gesandtschaft des Greises nach Byzanz in 5 unter allen Umständen für real, ohne diese Behauptung durch irgendwelche Anhaltspunkte im Text untermauern zu können oder zu wollen. Da Maximian in allen Elegien negativ charakterisiert sei und auch Boethius „zu nächst (Sperrung von mir) als ein gewissenloser Kuppler geschildert wird“ (37), könne der Zyklus nur von einem progotisch gesinnten Autor verfaßt sein, der mit der Verspottung des Boethius zugleich dessen jüngeren Freund treffen wollte und vielleicht ein Rivale Maximians gewesen sei; dafür spreche die Anrede *aemula senectus* (1,1), wobei das abstrakte Substantiv gleichzeitig in bewußter Amphibolie konkret zu verstehen sei als „rivalisierender Greis“ und in dieser Bedeutung vom Autor in eigener Person gesagt sein müsse. Als mögliche historische Persönlichkeiten, die sich hinter der Gestalt Maximians verbergen könnten, schlägt S. Ö. zwei vor: den Erzbischof Maximianus von Ravenna, dem die Bevölkerung bei seinem Amtsantritt 546 wegen seiner kaiserfreundlichen Politik zunächst etwas reserviert begegnete – Schwierigkeiten, die er jedoch sehr rasch überwinden konnte –, oder Cassiodorus, den Nachfolger des Boethius als *magister officiorum*, der sich um 540 ins Vivarium zurückzog. Die Anrede in 1,1 sei als Aufforderung zum Rückzug aus dem öffentlichen Leben zu verstehen, die Frauengestalten repräsentierten die sonstigen Mißerfolge des Angegriffenen: Lycoris stehe für die literarische Tätigkeit, die Maximian sein ganzes Leben lang erfolglos ausgeübt habe, Aquilina, nach Meinung S. Ö.s von *aquila* abgeleitet, für die mißglückte politische Karriere, die mit einem Rückzug ende, Candida für die erfolglose Kandidatur für einen hohen Posten, die *Graia puella* schließlich für einen nicht ausgeführten Auftrag anlässlich einer Gesandtschaft ins Morgenland (sic!).

Die methodischen Fehler, auf denen diese These beruht, sind mannigfach. Zunächst ließ die Verf. die kontextbezogene Interpretation außer acht: Wie soll etwa ein Leser auf die Idee kommen, daß in 1,1 nicht nur ein jammernder Greis die *senectus* anspricht, sondern dieser zugleich selbst vom Dichter als Rivale beschimpft wird, wenn doch in den folgenden Versen ausschließlich der Alte der *senectus* zum Vorwurf macht, sie lasse ihn nicht sterben? Eine derartige Amphibolie wird durch nichts im Text angedeutet und stellt zudem einen Widerspruch zum Folgenden dar. In ihrer Interpretation der Rolle des Boethius weist S. Ö. den modernen Leser sogar unbewußt darauf hin, daß sie dem Kontext keine Beachtung schenkt, und zwar durch das Wort „zunächst“: Die Autorin neglektiert nämlich das in der Forschung heftig diskutierte Ende der dritten Elegie! Boethius tritt dort zuerst tatsächlich als ‚Kuppler‘ auf; doch scheint diese Rolle nur Teil seines Plans zu sein, in dem liebeskranken jungen Maximian mit Hilfe einer homöopathischen Methode (Heilung von Liebe durch Ermöglichung derselben) jegliches Verlangen zum Erlöschen zu bringen. Dieses Konzept führt zum Erfolg; Maximian entscheidet sich freiwillig für das (monastische) Ideal der *vita pudica*, und Boethius, dessen Rolle in der dritten Elegie der der Philosophie in der *Consolatio Philosophiae* ähnelt, kommentiert zufrieden diese Wende, d. h. die dritte Elegie dürfte als einziges Gedicht des Zyklus ein positives Ende besitzen. Wenn S. Ö. dieser meiner in einer Monographie über Maximian (*Maximianus amat. Zu Datierung und Interpretation des Elegikers Maximian*, Wien 1986, 91–103) publizierten Deutung nicht zustimmt, hätte sie sie mit philologischen Argumenten widerlegen müssen; sie geht aber auf die

Problematik der Elegie mit keinem Wort ein. Was schließlich die beiden Identifizierungsvorschläge betrifft, fügen sich – abgesehen davon, daß Maximianus in dem einen Fall als realer Name, in dem anderen als fiktiver aufgefaßt werden muß – die Lebensläufe der beiden Persönlichkeiten nicht zu den Gegebenheiten der dritten Elegie. S. Ö. sieht ja in dem Geschehen – der junge, noch unter der Obhut eines Pädagogen stehende Maximian verliebt sich in die ebenso junge und unerfahrene Aquilina, wird aber von Boethius zum freiwilligen Verzicht und zur Entscheidung für die *vita pudica* gebracht – den Rückzug Cassiodors ins Vivarium bzw. die Schwierigkeiten des Erzbischofs Maximianus bei dessen Amtsantritt gespiegelt: Allerdings war Cassiodor zu dem fraglichen Zeitpunkt bereits 55 Jahre alt, der Erzbischof Maximian 47 oder 48, der Jüngling der dritten Elegie dagegen ist etwa 15. Nicht zum Ziel führt ferner das Argument, für Cassiodorus, der sich hinter dem Pseudonym Maximianus verberge, spreche die gleiche Anzahl von Silben im Namen und in der Herkunftsbezeichnung (die Familie Cassiodors stammte vermutlich aus Syrien, *Tuscus*, die Herkunftsangabe für Maximian in 5, 40, sei daher bloß ‚Deckname‘ für *Syrus*): Abgesehen davon, daß die syrische Herkunft der Familie nicht einmal sicher ist und außerdem Cassiodor selbst bereits in Kalabrien geboren wurde, bezeichnet sich Maximian in der ersten Nennung seiner Herkunft in 5, 5 als *Etruscae gentis alumnum*, wählt also ein dreisilbiges Adjektiv.

Ein weiteres methodisches Bedenken beruht darauf, daß sich S. Ö. mit der Sekundärliteratur nur vereinzelt argumentativ auseinandersetzt. Ein Beispiel: Ich vertrat in der bereits zitierten Monographie von 1986 die These, der über seine Altersleiden jammernde Greis symbolisiere den nur an äußeren Gütern, im speziellen an der Liebe, orientierten Sünder, dem in der dritten Elegie mit der Hinwendung zur *vita pudica* bereits in der frühen Jugend der rechte Weg gezeigt werde, das Zielpublikum für eine derartige apotrepische Absicht sei daher unter jungen Mönchen zu suchen; außerdem ließen sich zahlreiche Auffälligkeiten besser mit einer Abfassung der Elegien nicht im 6., sondern um die Mitte des 9. Jh. erklären. S. Ö. zitiert meine Arbeit wohl zu Beginn in einer Fußnote, doch dann geht sie in ihrer gesamten Darlegung bloß auf ein einziges Detail ein: Meiner Vermutung, die Gestalt des Boethius sei gerade wegen seines sprechenden Namens (‚der Hilfreiche‘), der der ihm in 3 zukommenden Rolle genau entspreche, und seiner an der Philosophie der *Consolatio* orientierten Handlungsweise als literarische Figur zu verstehen, hält sie entgegen (34), wenn Maximian auf einen Bezugsautor verweisen hätte wollen, hätte er genauso gut Ovid anführen können. Diese Behauptung ist mit dem eben Gesagten bereits widerlegt: Die ‚Helferfigur‘ des Boethius ist für den Inhalt der dritten Elegie notwendig! Obwohl sich die Verf. weder mit meiner literarischen Gesamtinterpretation noch mit den chronologischen Argumenten auseinandersetzt, verkündet sie in ihrer Zusammenfassung (45): „Das Hauptziel meiner Untersuchung kann folgendermaßen formuliert werden: Ich habe zeigen wollen, ... daß wir es nicht mit einer Erziehungsschrift für junge Mönche zu tun haben.“ Freilich, wer anderer Meinung ist, muß redlich argumentieren. Doch es kommt noch schlimmer: S. Ö. scheint meinen Ansatz bezüglich der Datierung, daß sich nämlich in eindeutig parallelen Formulierungen in Maximians Elegien und den Gedichten des Venantius Hinweise für die Priorität des letzteren finden (Ratkowitsch 1986, 25–31), entweder nicht verstanden zu haben oder über die Lebensdaten des Venantius nicht Bescheid zu wissen: In ihrem Quellenapparat (184–201) verzeichnet sie zwar alle aus meinem Buch bezogenen Stellen aus Venantius, wertet diesen aber als Vorbildautor für den Elegienzyklus, obwohl sie Maximian knapp vor 540 ansetzt, also genau zu dem Zeitpunkt, als Venantius gerade erst geboren wurde! Ärgerlich ist schließlich, daß S. Ö., wie aus ihrer Bibliographie hervorgeht (202–205), die in den letzten zehn Jahren zu Maximian

erschienene wissenschaftliche Literatur so gut wie nicht zur Kenntnis genommen hat. Weder zitiert sie die ausführliche Bibliographie von Ch. Sequi (BSL 24 [1994], 617–645) noch die Interpretationen von A. Fo (BSL 16 [1986], 9–21; Hermes 115 [1987], 348–371), P. Pinotti (in: Atti del Congresso internazionale „Tredici secoli di elegia latina“, Assisi 1989, 183–203), S. J. B. Barnish (NMS 34 [1990], 16–32) und L. Zurli (BSL 21 [1991], 313–318) oder meine zweite Arbeit (WSt. 103 [1990], 207–239), in der an ‚Zitaten‘ in der karolingischen Dichtung, besonders bei Ermoldus Nigellus, gezeigt werden konnte, daß auch dort die Priorität nicht bei Maximian liegen dürfte. Außerdem ließ sich die apotrepische Intention anhand auffälliger motivischer und sprachlicher Parallelen zur Pönitentialliteratur, vor allem zum Carmen de paenitentia des Verecundus von Lunca, untermauern: In dieser Dichtung wird nämlich der Sünder ebenfalls von Altersleiden geplagt und schließt die Aufzählung der Qualen mit einem Makarismos ab, der mit denselben Worten einsetzt wie derjenige Maximians: *felix qui meruit numquam miserabilis aevi / carpere curriculum nec taedia ferre dolorum* (Verec. 140f.) – *felix qui meruit tranquillam ducere vitam / et laeto stabiles claudere fine dies* (Maxim. 1, 289f.); anders als der unbelehrbare Greis der Elegien wendet sich der Sünder Verecundus aber reuig Gott zu.

Erklärtes Hauptziel der Arbeit ist allerdings die Edition des Textes: Kapitel 7 (46–77) widmet S. Ö. der Beschreibung der Handschriften, denen sie, wie bereits erwähnt, einen bisher unbekanntem Codex anreihen konnte. Kapitel 8 (78–86) beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Handschriften zueinander. Bezüglich eines Stemmas kommt die Forscherin aufgrund der starken Kontamination der Überlieferung nicht über die von W. Schetter (Studien zur Überlieferung und Kritik des Elegikers Maximian, Wiesbaden 1970) publizierten Ergebnisse hinaus. Auch sie erkennt in dem vorwurfsvollen Gebet des Greises an die Mutter Erde, ihn endlich sterben zu lassen (1, 227–234), einen der wenigen brauchbaren Anhaltspunkte für eine mögliche Rekonstruktion der Verwandtschaft bestimmter Handschriften, interpretiert den Befund jedoch anders als Schetter. Hier die Stelle in der Form, die von den älteren Ausgaben geboten wird: *suscipe me, genitrix, nati miserere laborum: / membra peto gremio fessa fovere tuo. / horrent me pueri, nequeo velut ante videri: / horrendos partus cur sinis esse tuos? / nil mihi cum superis, explevi munera vitae: / redde, precor, patrio mortua membra solo. / quid miseris variis prodest expendere poenis? / non est materni pectoris ista pati*. In den ältesten Hss. A (s. XI/XII), Bo (s. XII) und C (s. XI/XII) und einer großen Gruppe von recentiores fehlen die Verse 228 und 229 (in C ist allerdings 228 in margine neben 230 zu finden), die ebenfalls zu den antiquiores zählende Hs. F (s. XII) läßt nur 229 weg und bietet die übrigen Verse in der Reihenfolge 227, 230, 228, 231–234. Die restlichen recentiores weisen statt 229 diverse andere Versionen auf, eine große Gruppe den bereits im Text zitierten Vers (229a), Ba, Ca, Ha, T und Vd (s. XIII und XV) *cur sinis hic (hac Ca) miserum tali me peste teneri* (229b), zwei Hss. *accipe ergo natos, genitrix, ex te generatos* (229c), drei schließlich *quos quondam pulchros genuisti pectore claro* (229d). Schetter hielt keine dieser Varianten für authentisch, weil sie alle aus anderen Versen dieses Gebets bzw. der ersten Elegie kontaminiert seien, und erklärte außerdem 232 für eine Dublette von Vers 228, der von seinem ursprünglichen Platz verdrängt worden sei (*patrio solo* in 232 füge sich nicht gut in ein Gebet an die Mutter Erde – vgl. 221 *matrem*, 227 *genitrix*, 234 *materni pectoris*); daher habe die Anordnung ursprünglich gelautet: 227, 230, 231, 228, 233, 234. Demgegenüber plädiert S. Ö. für die Originalität von Vers 229b, der sich bereits in dem rekonstruierten Hyparchetypus befunden habe, von dem direkt oder indirekt die Gruppe Ba, Ca, Ha, T, Vd abstamme; die Wiederholung von *cur sinis* aus 229b in 230 sei stilistisch gut, das zweite Hemistich

von 229b begegne als Selbstzitat in 3, 51 (*tandem perspicuens tali me peste teneri*); 232 sei ebenfalls original, weil man *patrio* in der erweiterten Bedeutung „von den Vätern ererbt“ verstehen müsse (ähnlich trat bereits F. Spaltenstein, *Commentaire des élégies de Maximien*, Rom 1983, ad l. für ‚heimatlich‘ ein). In einem anderen von abstammenden Zweig () müßte nach S. Ö.s Theorie zunächst der Vers 229b ausgefallen, danach von einigen Schreibern auch 228 getilgt oder von anderen Ersatz geschaffen worden sein. Diese Rekonstruktion des Stemmas beruht also auf der Echtheit von 229b und 232, allerdings ist in diesem Punkt, wie mir scheint, eher Schetter recht zu geben: Die Junktur *patrio solo* ist – unabhängig von der erweiterten Bedeutung des Adjektivs – in einem Kontext, in dem es affektgeladen einzig um die dreimal expressis verbis genannte Mutter (!) Erde geht, von der sich der Greis stiefmütterlich behandelt fühlt, störend. Darüber hinaus entspricht die stilistisch unschöne Version von 229b nicht Maximians sonstigem Sprachgebrauch, da sowohl *hic* überflüssig ist als auch *hac*, vermutlich eine Konjektur von Ca, *tali peste* überbestimmt: Die Formulierung in 3, 51 dagegen, die übrigens auf Vergil, *Aen.* 4, 90 fußt, fügt sich dort (ohne *hic* bzw. *hac*) glatt in den Kontext, 229b dürfte somit eher eine Kontamination aus 1, 230 und 3, 51 sein. Unter dieser Voraussetzung würde das von S. Ö. vorgeschlagene Stemma seine Gültigkeit verlieren.

Das Herzstück des Buches ist die Edition des Textes: An einen *Conspectus siglorum* (88–91) schließen sich der lateinische Text mit Übersetzung (92–137), ein Kommentar, der ausschließlich Probleme der Textkritik behandelt, allerdings über viele Fragen stillschweigend hinweggeht, ein ausführlicher textkritischer Apparat (153–183), schließlich ein Quellenapparat (184–201). Zunächst zur Textkonstitution. Hierin weicht S. Ö. mehrfach von den älteren Ausgaben, aber auch von Schetters Vorschlägen ab, wenn auch nicht immer mit einer befriedigenden Lösung und bisweilen unter Mißachtung der sonstigen Sekundärliteratur. Ich beschränke mich auf die Diskussion der bedeutenderen Stellen: In 1, 1f. (*aemula, quid cessas finem properare, senectus, / cur et in hoc fesso corpore tarda venis?*) ist S. Ö.s Konjektur *quies* statt des in den Handschriften überlieferten *venis* entbehrlich, wie die Parallele im *carm.* 14 des Eugenius von Toledo, einer längeren Altersklage, zeigt. Neben 14, 1 (*impia iam miserum captat curvare senecta*) und 41 (*cum tu deproperas, tunc vitae gaudia cessant*) ist vor allem 38 zu nennen: *cur miserum sequeris, cur properata venis?* Die bei Maximian gegenüber Eugenius leicht geänderte Bedeutung von *venis* (‚in Erscheinung treten‘, ‚sich zeigen‘), die S. Ö. zu ihrer Konjektur veranlaßte, ist als weiteres Indiz für die Priorität des Eugenius zu werten (vgl. schon Ratkowitsch 1986, 14). In 1, 51f. ist *adversa ferebam* gegenüber *ad utrumque ferebar* vorzuziehen, da der vorausgehende verallgemeinernde Plural *quaecumque forent* zu dem etwas Konkretes bezeichnenden Singular *utrumque* in Widerspruch steht; außerdem wurde der Punkt ‚Vereinigung zweier konträrer *virtutes*‘ bereits in 50 abgeschlossen, mit 51 setzt ein neuer Unterabschnitt ein, das Ertragen von Widrigkeiten. Zu 1, 63 (*iuvenali* statt *venali*) vgl. Ratkowitsch 1986, 34, zu der von Schetter vermuteten Interpolation 1, 71–78, auf die S. Ö. im Kommentar mit keinem Wort eingeht, Ratkowitsch 1986, 82 (Anm. 182), zu 1, 292 (*ruit* besser als *ruunt*) Ratkowitsch 1986, 27f. In 2, 17f. wählt S. Ö. den Text der meisten Hss. (*en quid longa dies nunc affert! ut sibi quisquam / quondam dilectum prodere turpe putet!*) mit folgender Übersetzung: „Sieh da, was das hohe Alter mit sich bringt! Wenn nur eine einzige es für schändlich hielte, einen früheren Liebhaber zu verraten!“ Da jedoch das Indefinitpron. *quisquam* in der femininen Form durch *ulla* ersetzt zu werden pflegt, ziehe ich den Akk. *quemquam* der ältesten Hs. A vor und fasse den Satz als ironische, *en quid longa dies nunc affert* fortsetzende Frage (mit Ellipse der Partikel *an*) auf: „Bringt es das

Alter (sc. der Frau) etwa mit sich, es für schändlich zu erachten, einen ehemaligen Geliebten zu verraten?“ In 2,25f. folgt S. Ö. den *antiquiores* (... *nivei circumdant tempora cani / et iam caeruleis inficit hora notis*), doch scheint mir der Text der *recentiores* (*caeruleus inficit ora color*) kohärenter zu sein; *hora* dürfte – vielleicht aufgrund eines Mißverstehens von *tempora* in 25 – durch 24 (*tempus praeteriens horaque summa*) beeinflusst sein, *caeruleis ... notis* durch die direkte Bezugsstelle für 26, nämlich Avian 6,12 (*pallida caeruleus cui notat ora color*). In 3,63 ist *fac, ait, ut placitae pottaris munere formae* trotz der prosodischen Irregularität in *fac*, die sich aber schon vor Maximian belegen läßt (z. B. Prud., *perist.* 10,655), *fare ait* vorzuziehen, weil Boethius hier, ähnlich wie Ovid in *ars* 1,385 (*fac domina potiare prius*), als *praeceptor amoris* mit einem konkreten Rat auftritt, um möglichst rasch die Heilung des jungen Maximian von seinem Liebesleid zu bewirken (vgl. Ratkowitsch 1986, 95f.), und sich nicht erst umständlich danach erkundigt, wie denn der Jüngling das Mädchen zu erobern gedenke. In 4,1 gehört m. E. *restat* statt *praestat* in den Text, da sich die Einleitungsverse der vierten Elegie auf die Themenankündigung in 3,1–4 zurückbeziehen, die dort jedoch nicht bloß die dritte Elegie umfaßt, sondern die Liebesabenteuer der Gedichte 3–5 in ihrer Gesamtheit (anders S. Ö. 148). In 4,26 ist *cantat* bereits Teil der spöttischen Worte des *aliquis*. In dem Distichon 4,43f. erkennt der Vater Candidas an dem Gemurmel des neben ihm auf der Wiese schlafenden ehrwürdigen Maximian voll Entsetzen, daß dieser seine Tochter liebt. Bei S. Ö. lautet der Text folgendermaßen: *,vana, putes, an vera sopor ludibria iactat, / haec et verus‘ ait ,pectoris ardor agit?’* („Soll man glauben, daß der Schlaf wahre oder grundlose Scheinbilder hervorruft, sagte er, und daß des Herzens wahre Leidenschaft sie hervorbringt?“). In dieser Form ergibt sich allerdings kein guter Gegensatz, in dem zudem *et* stört. Vorzuziehen scheint mir daher statt *haec et* die in einigen Hss. überlieferte Variante *an te*; außerdem muß anders interpungiert werden, so daß sich zwei sinnvolle Antithesen ergeben: *vana putas* (so fast alle Hss.) *an vera? sopor ludibria iactat / an te verus, ait, pectoris ardor agit?* In 5,1 entscheidet sich S. Ö. für die platte Variante *missus ad Eoas legati munere partes*; *partes* dürfte jedoch eine Randglosse zu *Eoas* sein, die auf die Ellipse des Substantivs hinweisen sollte und dann irrtümlich in den Text drang. Der Dichter zitiert in 5,1f. aber Arator, *epist. ad Parth.* 21f.: *quo directus eras legati munere functus, / ut libertatis posceres actor opem*; somit ist mit dem überwiegenden Teil der Hss. *legati munere functus* in den Text zu setzen. Die Verse 39–46 der fünften Elegie, von Baehrens nach 22 eingefügt und von Schetter als Interpolation ausgeschieden, versucht S. Ö. an 14 anzuschließen. Dort stören sie jedoch den Kontext tatsächlich, während sie an ihrer ursprünglichen Stelle als Vorbereitung für die Verse 47ff. gut in den Zusammenhang passen: Aus diesen Zeilen geht ja hervor, daß der impotente Greis eben doch kein Jupiter ist, mit dem er sich gerade noch in 46 verglich. Umgekehrt verliert S. Ö. über 31–38 kein Wort, obwohl diese Schetter mit triftigen Gründen, die ich mit weiteren Argumenten zu stützen versuchte, als Interpolation erwies (zu beiden Stellen vgl. Ratkowitsch 1986, 113–116). In 5,52 ist der Imperativ *debita redde* der Lesart *reddis* vorzuziehen, weil die heftig ihr Recht einfordernde Hure hier 1 Cor. 7,3 (*uxori vir debitum reddat*) obszön umdeutet. In 5,119f. könnte eine vergleichbare Formulierung bei Marbod von Rennes, *liber decem cap.* 4,44–47, der sich an dieser Stelle mit Maxim. 5,117–120 auseinandersetzt, möglicherweise doch für Petschenigs Konjekturen *conserat arvum* statt *conferat aurum* sprechen; dazu vgl. Ch. Ratkowitsch, *Der ‚Liber decem capitulorum‘ des Marbod von Rennes: ein simplex et unum* (Teil 1), *Mlat. Jb.* 34, 2 (1999), 85–117 (dort 114, Anm. 96). In 5,137–140 preist die *Graia puella* in ihrem Hymnus die physischen und intellektuellen Kräfte der *mentula*, aufgrund derer

dieser selbst gewaltige Hindernisse nichts anhaben können. In dem beinahe heillos verderbten Vers 138, der in zahlreichen, bereits auf mittelalterlichen Konjekturen beruhenden Varianten überliefert ist, entscheidet sich S. Ö. für folgende Form (137–140): *nam nunc ingenio, magnis nunc viribus usa / nec his, quae Veneri sunt inimica, malis. / nam tibi pervigiles impendunt saepe labores / imbres, insidiae, iurgia, damna, nives.* Schetters Konjektur *vincis quae Veneri sunt inimica magis* lehnt sie als zu umständlich ab (151). Ihre Lösung ergibt allerdings einen nicht gerade aussagekräftigen Satz. Ich würde daher vorschlagen, man sollte zwar Schetters Konjektur *vincis* aufgreifen, jedoch *malis* beibehalten: Mit Hilfe ihres *ingenium* und ihrer physischen Kräfte bleibt die *mentula* gerade im Hinblick auf die der Liebe abträglichen *mala*, die ja in 139f. aufgezählt werden, siegreich. In 5, 147f. entscheidet sich S. Ö. – noch immer innerhalb des Hymnus auf die *mentula* – für *victrix / diligis et vinci tu quoque saepe voles* („Du liebst, wenn du siegst, und willst gewiß auch oft besiegt werden“). Auch dieser Satz wirkt inhaltlich und sprachlich-stilistisch nicht sehr geglückt; besser scheint mir folgende ebenfalls durch die handschriftliche Überlieferung gedeckte Lösung: *victrix / diligis et vinci, vincere saepe volens*. Die polare, für Hymnen typische Aussage, die in der Anspielung auf die *rota amoris* steckt, wird in 149f., wie so oft bei Maximian, variierend wiederholt: *cum superata iaces, vires animosque resumis / atque iterum vinci, vincere rursus amas*. An das Distichon 5, 153f., mit dem die *Graia puella* nach der hymnischen ‚Totenklage‘ auf die *mentula* den blamierten Greis verläßt (*conticuit tandem longo satiata dolore: / me velut expletis deserit exequiis*), schließt S. Ö., einem Vorschlag ihres Dissertationsvaters Hans Aili folgend, das einhellig als Abschluß des gesamten Elegienkorpus überlieferte Distichon 6, 11f. an: *infelix ceu iam defleto funere surgo: / hac me defunctum vivere parte puto*. Zweifellos bestehen zwischen 5, 154 und 6, 11 inhaltliche Bezüge, die allerdings, wie ich meine, noch lange nicht die Versumstellung gegen die gesamte Überlieferung rechtfertigen. Die sechste Elegie ist eine Art Schlußwort zur fünften und zugleich zu dem gesamten Corpus, das ja eine thematische Einheit bildet: In Aufnahme der Motivelemente ‚Todesleben‘ und ‚Wunsch nach möglichst rascher Beendigung dieses Zustands‘ aus der Altersklage in 1 findet in der ‚Sphragis‘ eine letzte Steigerung statt. Die Versumstellung würde nicht nur den ausgewogenen Aufbau dieser Abschlußpassage von 3 x 4 Versen zerstören, sondern es ginge auch die literarische Funktion des Abschlußdistichons verloren: Dieses pervertiert zunächst nochmals durch die Junktur *defleto funere surgo* die christliche Auferstehungsvorstellung, auf die der Greis bereits in 1 mehrfach anspielte. Die Verse kehren aber auch den Unsterblichkeitstpos der heidnischen Dichtung, der etwa bei Horaz und Ovid mehrfach als Abschluß eines Werkes eingesetzt wird, ins Gegenteil: Der Greis, der all sein Streben einzig auf vergängliche äußere Güter, auf Affekte, richtete, lebt nun, nach dem Verlust dieser ‚Werte‘, gleichsam nur noch als Toter weiter (vgl. Ratkowsch 1986, 123–126). Alle diese Implikationen würden durch die Versumstellung verlorengehen.

Was die Übersetzung betrifft, die die Autorin selbst als Arbeitsübersetzung bezeichnet, ist die Leistung von S. Ö. zweifellos anzuerkennen, daß sie trotz Schwedisch als Muttersprache die Mühe einer Übersetzung ins Deutsche auf sich genommen hat. Da die Übersetzung allerdings einige Unsicherheiten in den Regeln der deutschen Grammatik erkennen läßt und nicht immer die richtige Bedeutungsnuance eines Wortes getroffen wurde, sollte der deutsche Text noch einmal gründlich überarbeitet werden.

Um einiges problematischer allerdings ist, daß S. Ö. nicht nur hinsichtlich der spät- und mittellateinischen Sprachentwicklung nicht immer das Richtige trifft, sondern oft auch durchaus den Regeln der Klassik entsprechende Formulierungen mißversteht. Hier

einige Beispiele: Ein Phänomen des spätantiken und mittelalterlichen Latein ist die Austauschbarkeit von *cum* und *dum*, das von *cum* alle indikativischen und konjunktivischen Bedeutungen übernehmen kann. Daher ist *dum* in 1,75 und 3,57 mit ‚obwohl‘ zu übersetzen, eine Bedeutung, die übrigens *cum* in 1,184 ebenfalls besser entspräche als S. Ö.s schwaches ‚wenn‘; umgekehrt gehen auch die indikativischen und konjunktivischen *cum* ineinander über, so daß in 2,45 *cum* mit adversativem ‚während‘ wiedergegeben werden muß. In 1,257f. bedeutet *et qua / noluo, infelix hac ego parte trahor* nicht ‚und ich Unglückliche (wohl Druckfehler für ‚Unglücklicher‘) werde wider meinen Willen von einem gewissen Glied hinweggeschleppt‘ (diese seltsame Übersetzung baut auf Spaltenstein ad l. auf, der *pars* als bestimmten Körperteil interpretierte); *pars* meint eher ‚Richtung‘, d. h. der Greis wird von seinem dahinsiechenden Leib (*defectu corporis* 1,257) in eine Richtung gezogen, in die er gar nicht will (so schon Schetter ad l.), eine Vorstellung, die das folgende Distichon variierend wiederholt. 1,271: *fracta diu rabidi compescitur ira leonis* heißt nicht ‚die lange Wut des Löwen wird gebrochen und gezähmt‘; *diu* ist vielmehr Adverb zu *fracta* bzw. *compescitur* im Sinne von *tarde* (Spaltenstein zitiert ad l. Celsus 7,6,2: *diu paulatimque*). In 1,274 (*et nullum est, quod non tempore cedat opus*) ‚und es gibt kein Werk, das der Zeit nachgibt‘ wurden Ablativ und Dativ verwechselt. In 1,277 (*poena minor certam subito perferre ruinam*) heißt *subito* nicht ‚unerwartet‘ (dem widerspricht *certam*), sondern ‚rasch‘, ‚sofort‘: Für den Greis bedeutet es eine geringere Qual, den Tod, der ihm ohnehin gewiß ist, gleich zu ertragen als ihn noch längere Zeit hindurch erwarten zu müssen. Die Übersetzung von *stabiles dies* in 1,290 mit ‚geborgene Tage‘ zeigt, daß S. Ö. das dahinterstehende Bild der *rota Fortunae* und den Bezug auf Boethius, *cons. 1, metr. 1,22* nicht erkannt hat. Ebenso mißverstanden wurden die Verse 2,35f. (*ante oculos statuunt primaevi temporis actus / atque in praeteritum luxuriantur opus*): ‚Sie stellen die Taten der Jugend vor meinen Augen auf und gehen einer mir verlorenen Beschäftigung nach;‘ zu *oculos* ist sinngemäß *suos*, nicht *meos* zu ergänzen, es geht auch nicht um den impotenten Greis, sondern um dessen ebenfalls schon alte, allerdings noch ‚guterhaltene‘ Ehefrau Lycoris, die sich nun jugendliche Liebhaber sucht. Diese Jünglinge stellen sich die sexuellen Aktivitäten vor, die Lycoris in ihrer Jugend an den Tag legte, und gieren nach ihrer früheren erotischen Betätigung (*actus* und *opus* sind gleichbedeutend). 2,58 (*sit satis, ut placeam, me placuisse prius*) ist mit ‚mag ich dir jetzt gefallen, weil ich dir früher gefiel‘ falsch übersetzt – korrekt: ‚damit ich dir jetzt gefalle, soll es genügen, daß ich dir früher gefiel.‘

Die Verse 3,1–4 leiten, was S. Ö. nicht bewußt war, nicht bloß die dritte Elegie ein, sondern die Abenteuer der Gedichte 3 bis 5: In 3,1f. sind *quaedam memorare iuventae / atque senectutis pauca referre meae* zwei parallele Junktoren, die den Inhalt dieser drei Gedichte illustrieren. Vers 2 kann daher nicht bedeuten ‚und nur mit wenigen Worten mein Alter zu erwähnen‘, da in 3 vom Alter überhaupt nicht die Rede ist; vielmehr erfolgt hier die Ankündigung des Themas der Gedichte 4 und 5. In 3,5 (*captus amore tuo demens, Aquilina, ferebar*) bedeutet *demens ferebar* nicht ‚ich wurde in den Wahnsinn getrieben;‘ das Medium des Verbs illustriert vielmehr das Benehmen des vor Liebe verrückten Maximian, das in dem Verhalten Aquilinas in 9f. (*nec minus illa meo percussa cupidine flagrans / errabat tota non capienda domo*) sein Pendant findet: *errabat* nimmt *ferebar* auf, *tota domo* ist lokaler Ablativ statt des in klassischem Latein zu erwartenden Akkusativs der räumlichen Erstreckung; daher trifft S. Ö.s Übersetzung ‚das ganze Haus war ihr zu klein‘ nicht das Richtige. Da die Verf. den Sinn von 3,15f. (*nec reperire viam, qua caecum pasceret ignem / docta*) nicht ganz durchschaut (‚sie hatte es nicht gelernt, das verborgene Feuer irgendwie zu ernähren‘ statt

korrekt „sie besaß keine Kunde darin, einen Weg ausfindig zu machen, ihr Feuer heimlich zu nähren“, d. h. Aquilina kannte aufgrund ihrer Unerfahrenheit die Tricks heimlich Liebender noch nicht), übersetzt sie auch 3, 15 (*tantum in conspectu studium praestabat inane*) mit „sie zeigte in meiner Anwesenheit nur eitles Interesse“ unrichtig; die Worte bedeuten, wie aus 3, 16 hervorgeht, „bloß darauf, mich anzublicken, richtete sie ihr erfolgloses Bemühen.“ In 3, 27 (*fallere sollicitos, suspensos ponere gressus*) ist zu *sollicitos* nicht *custodes* zu ergänzen (so S. Ö.: „die unruhigen Wächter täuschen“), sondern in chiasmischer Anordnung gehören beide Junktoren, die eine Antithese enthalten, zu *gressus*; *fallere sollicitos gressus* meint „über unruhige/hektische Schritte hinwegtäuschen“, d. h. diese unmerklich machen und an deren Stelle „schwebende Schritte setzen“, d. h. auf den Zehenspitzen gehen. In 3, 35 bedeutet *me ... per totum quaerit* „sie sucht mich überall“ (dagegen S. Ö.: „sie suchte mich mit Leib und Seele auf“). Völlig unverständlich ist mir die Genese von S. Ö.s Übersetzung in 3, 37 (*nec memorare pudet turpesque resolvere vestes*): „Sie schämte sich nicht, ihre Unaussprechlichen zu erwähnen und aufzulösen.“ Der Vers ist in sich leicht verständlich, wenn man statt *resolvere* das vom Großteil der Hss. gebotene Verb *revolvere* in der Bedeutung von *memorare* in den Text setzt: „Sie schämt sich nicht, ihr (durch die Schläge: s. 3, 31) verunstaltetes Gewand zu erwähnen und mir in Erinnerung zu rufen;“ für diese Bedeutung spricht das Selbstzitat in 4, 1: *turpesque revolvere casus*. Das Distichon 3, 41f. (*sit modo certa fides atque inconcussa voluntas: / quae nihil imminuit passio nulla fuit*) bedeutet nicht „wenn nur sichere Treue und unerschütterliches Wohlwollen da sind, hat dieses Leiden, das nichts verdorben hat, nichts bedeutet“, sondern „fest sei nur mein Vertrauen und unerschütterlich mein Wille: Leiden, das einen nicht beeinträchtigt, ist keines.“ Aquilina stilisiert die Schläge, die sie von ihrer Mutter erdulden muß, zu einem Martyrium (*passio*), um das sie sich den Geliebten zu erwerben hofft wie der christliche Märtyrer den Himmel bzw. in *carm.* 8, 3, 245f. des Venantius die Nonne ihren Bräutigam Christus (zu diesen Bezügen und dem christlich geprägten Vokabular dieser Verse vgl. Ratkowsch 1986, 29 und 94f.). In 3, 70 bedeutet *plagae* (mit unkorrekter Quantität des *a*) nicht ‚Plagen‘, sondern meint die Schläge, die ebenso zum Liebesspiel gehören wie Kratzen und Beißen. In dem kurzen Hymnus des von der Liebe geheilten Jünglings an die *virginitas* ist *intacta* (3, 83) mit ‚unberührt‘, nicht mit ‚ungekränkt‘ zu übersetzen. In 3, 89f. müssen die parallelen Konjunktive *cedant* und *cedat* im Deutschen ebenfalls jeweils als Konjunktiv wiedergegeben werden; das Verb bedeutet an dieser Stelle nicht ‚jemandem ausweichen‘, sondern ‚zurückstehen‘. In 3, 92 ist *ipsum* nicht auf *velle* zu beziehen, sondern maskuliner Akkusativ, zu dem *me* zu ergänzen ist.

Das Distichon 4, 13f. (*sic me diversis tractum de partibus una / carpebat variis pulchra puella modis*) wurde von der Verf. mißverstanden („so zog mich dies schöne Mädchen allein von meinen mannigfachen Pflichten und verzehrte mich mit wechselnden Melodien“): *tractum* steht hier im Sinne von *attractum*, *diversis partibus* ist bloß eine Variation zu *variis modis*, und beide Junktoren bilden eine Antithese zu *una*, d. h. Maximian war ‚von verschiedenen Seiten‘, was auf die mannigfachen Künste des Mädchens Bezug nimmt, ‚angezogen‘. In 4, 19f. (*saepe velut visae laetabar imagine formae / et procul absentis voce manique frui*) entscheidet sich S. Ö. für den nur in wenigen Hss. überlieferten Infinitiv *frui*. Ich tendiere an dieser Stelle eher zu *fui* der Hauptüberlieferung, wobei in diesem Fall *et* mit einer adversativen Konnotation („und doch“) versehen sein müßte. Doch selbst wenn man *frui* wählt, kann der Infinitiv des Deponens nur von *laetabar* abhängig sein, die Übersetzung „oft freute mich das Bild ihrer Gestalt, als ob ich sie sähe, und ihre Stimme und Hand, obwohl weit weg, wurden hier genossen“ ist auf keinen Fall richtig. Die Verse 4, 55–60 sind, wie heute allgemein aner-

kannt, die bereits in den Hss. falsch abgetrennte Einleitung zur fünften Elegie, dem peinlichen Abenteuer des Greises mit der *Graia puella*. Nach der allgemeinen, von Selbstmitleid geprägten Ankündigung, von einer weiteren schmerzreichen Boshaftigkeit des Greisenalters erzählen zu wollen, folgt eine ‚philosophische‘ Reflexion darüber, daß selbst die mit der *ratio* ausgestatteten Menschen bisweilen den Affekten erliegen. Die Verse 57–60 lauten in S. Ö.s Textgestaltung folgendermaßen: *si quis ad has possit naturae adtingere partes, / gnarus et ut sapiens noxia saepe velit. / interdum rapimur vitiis trahimurque volentes, / et quod non capiunt pectora bruta volunt*: „Auch wenn jemand diese Teile der natürlichen Ordnung erreichen kann, möchte er bewußt, obwohl vernünftig, oft das Schädliche. Manchmal werden wir von den Lastern hingerrissen und mitgezogen, und was die unvernünftigen Herzen nicht fangen, wünschen sie.“ In dieser Form enthielte das Distichon 57f. eine umständliche und nicht gerade aussagekräftige Periphrase des Greisenalters. Besser in den Kontext fügt sich in 57 das von den meisten Hss. gebotene *sed* (statt *si*), *attingere* ist in der im Spät- und Mittellatein vor allem in philosophisch-theologischen Kontexten häufig anzutreffenden Bedeutung ‚verstehen‘, ‚begreifen‘ verwendet, *ut* hier explikativ. Schließlich wäre zu überlegen, ob statt *gnarus*, eines bloßen Synonyms zu *sapiens*, nicht besser das ebenfalls gut überlieferte *clarus* in den Text zu setzen ist; dieses Adjektiv würde auf die hohe Stellung des Gesandten Maximian vorausweisen (5, 1f.), der trotzdem einer Hure verfällt, und zudem die ebenfalls moralisch gemeinte Doppelcharakteristik *vir bonus et sapiens* (Horaz, epist. 1, 7, 22) besser aufnehmen. Die Übersetzung von 57f. müßte dann lauten: „Doch wer könnte diese Seite der menschlichen Natur begreifen, daß nämlich jemand, obwohl von herausragender Stellung und klug, doch oft Sträfliches wünscht?“ Dieses auf (negative) Affekte ausgerichtete Begehren gerade des vernunftbegabten Menschen führt der Vergleich von 59f. näher aus: Wer sich aus eigenem Willen (*volentes*) von den Lastern mitreißen läßt, gleicht den *pectora bruta*, die nicht im Besitz der *ratio* sind. In S. Ö.s Wiedergabe der Verse geht das wichtige Stichwort *volentes* verloren (vgl. *velit* 58, *volunt* 60), außerdem ist *et* (60) im Sinne von *etiam* („auch“) verwendet, *capiunt* bedeutet nicht ‚fangen‘, sondern ‚in der Gewalt haben‘.

Ein kuriose Mißverständnis liegt 5,25 zugrunde: Im Rahmen der Ekphrasis der *Graia puella*, die den geilen Alten vor allem durch ihre prallen Brüste und ihre üppigen Hüften in Erregung versetzt (5, 27–30), bewundert dieser zunächst die Haare des Mädchens: *grande erat inflexos gradibus numerare capillos*. S. Ö.s Übersetzung „großartig war es, die Haare ihrer stufigen Frisur zu zählen“ ist in einer derartigen Situation grotesk. Abgesehen davon, daß *inflexos gradibus* besser mit „zu einem Zopf geflochten“ wiederzugeben ist (vgl. Quint., inst. 1, 6, 44), meint *grande erat ... numerare capillos* nichts anderes als *quis referat gressus* in 5,23, der Infinitiv ist bedeutungsgleich mit *commemorare* u. ä.: Der Greis zählt nicht einzeln die Haare seiner Geliebten! Auf der grammatikalischen Ebene dagegen liegt der Übersetzungsfehler in 5,68 (*proice tristitias et renovare ioco*): „Laß die Sorgen fahren, und du bekommst die Kraft durch unseren Zeitvertreib wieder;“ *renovare* ist hier selbstverständlich medialer Imperativ, *iocus* meint konkret das Liebesspiel. Nicht erkannt wurde in 5,83–86 das Spiel mit Termini, die aus dem christlichen Vorstellungskomplex von Tod und Auferstehung stammen und von der *Graia puella* durch Übertragung auf die tote *mentula* pervertiert werden: *ast ubi dilecti persensit funera membri / nec velut expositum surgere vidit opus, / erigitur viduoque toro laniata recumbens / vocibus his luctus et sua damna fovet*. In der Umgebung von *funera*, *surgere*, *erigitur*, *viduo* und *luctus* meint 5,84 nicht „und es (sc. *membrum*) nicht aufstehen sah wie ein zur Schau gestelltes Kunstwerk“: *opus* bezeichnet wie *membrum* die *mentula*, *velut expositum* ist mit „gleichsam aufgebahrt“ wieder-

zugeben (vgl. Ratkowitsch 1986, 118). In 5, 103 (*hic velut exposito meritam te funere plango*) wurde dieselbe Bedeutungsnuance mit der Übersetzung „ich beweine dich hier, als hättest du eine öffentliche Bestattung verdient“ zwar richtig erkannt, die Junktur jedoch syntaktisch falsch bezogen. Der Satz bedeutet: „Gleich als wäre dein Leichnam aufgebahrt, beweine ich dich aufgrund deiner Verdienste;“ außerdem sollte man *occidit* im folgenden Vers besser als echtes Perfekt auffassen („tot ist“). In dem Hymnus auf die zur Allgottheit hinaufstilisierte *mentula* pervertiert die *Graia puella*, wie schon in 5, 111f., so auch in 5, 115f. die Bibel (*haec geminas tanto constringit foedere mentes, / unius ut faciat corporis esse duo*): Neben Gn. 2, 24 (*et erunt duo in carne una*) ist vor allem 1 Cor. 6, 16f. zu nennen, wo Paulus gegen die Unzucht mit einer Hure (!) polemisiert: *an nescitis quoniam qui adhaeret meretrici unum corpus efficitur: erunt enim, inquit, duo in carne una; qui autem adhaeret domino, unus spiritus est*. Die Hure der fünften Elegie formuliert den Gedanken, die durch die *mentula* vollzogene sexuelle Vereinigung binde die *mentes* zweier Menschen derart aneinander, daß aus zwei Leibern einer würde (*unius corporis* ist gen. qual.), aus ihrem Blickwinkel positiv und kehrt so die paulinische Hierarchie, in der die *mens* höher steht als das *corpus*, ins Gegenteil. Bei S. Ö., der diese biblischen Implikationen offensichtlich nicht bewußt waren (sie notiert zu 5, 116 im Quellenapparat bloß Ovid, *epist. ex Pont. 4, 6, 26: esse duo*; vgl. dagegen schon Hinweise in diese Richtung bei Ratkowitsch 1986, 120), ergibt sich das Gegenteil des Gemeinten: „... daß es (sc. das Glied) aus einem Körper zwei entstehen läßt.“ In 5, 143f. erscheint in einer Reihe von mythologischen Beispielen, die zeigen, daß selbst kriegerische Götter der Macht der Liebe unterliegen, der höchste Gott Jupiter, der sich nach seinem Sieg in der Gigantomachie der *mentula* unterwirft (gemeint sind die *furta Iovis*, die schon Ovid in den Büchern 1 und 2 der Metamorphosen zum Gegenstand des Gespöttes über den zunächst noch erhabenen Göttervater machte): *tu post extinctos debellatosque Gigantes / excutis irato tela trisulca Iovi*. S. Ö. allerdings ändert in ihrer Übersetzung aus einem Mißverständnis des lateinischen Wortlautes heraus den bekannten Mythos, indem sie die *mentula* selbst zur Bezwingerin der Giganten werden läßt: „Du nimmst dem wütenden Jupiter seine dreizackige Waffe weg, nachdem du die Giganten bezwungen und besiegt hast.“ In 6, 7 schließlich sollte man das Verb *feruntur* nicht passiv, sondern medial auffassen.

Was den Quellenapparat (184–201) betrifft, dienen der Verf. zwar frühere Arbeiten, u. a. der ausführliche Kommentar von Spaltenstein (1983) und meine Monographie (1986), als Grundlage, die sie mit Hilfe der erst seit wenigen Jahren verfügbaren CD-ROM ergänzte. Leider jedoch beschränkte sie ihre Suche bloß auf diejenigen Dichter, für die schon in den 80er Jahren vollständige Konkordanzen zur Verfügung standen (Tibull, Propertius, Ovid, Horaz, Ausonius, Claudian, Prudentius); zahlreiche spätantike christliche Dichter dagegen, von deren Werken damals noch keine Konkordanzen existierten, bleiben unberücksichtigt, obwohl bereits in der früheren Sekundärliteratur auf eine Reihe von Zitaten hingewiesen wurde (das gilt für Sedulius, aber auch für Dracontius, Paulinus von Nola, Arator und andere). Dementsprechend spärlich und für die literarische Interpretation von keiner großen Bedeutung sind die neuen Funde der Autorin. Viele angebliche ‚Zitate‘ müssen außerdem ausgeschieden werden, weil sie weder sprachlich noch inhaltlich mit Maximian zu tun haben (z. B. Maxim. 1, 4 *vivere poena mihi* und Vergil, *Aen. 8, 538 quas poenas mihi, Turne, dabis*; Maxim. 5, 20 *alter Ulixes* und Cicero, in *Verr. 2, 4, 111 alter Orcus*). Umgekehrt sucht man nach zahlreichen Stellen der paganen und christlichen Literatur, die schon längst als inhaltlich bedeutende Bezugsstellen erkannt wurden, vergeblich (etwa fehlt zu Maxim. 1, 22 *occubuit telis praeda petita meis* der Hinweis auf Ovid, *ars 2, 2 decedit in casses praeda*

petita meos). Daß schließlich Venantius als Quelle für Maximian aufscheint, obwohl S. Ö. die Entstehung der Elegien auf den Zeitraum um 540 datiert, wurde bereits vermerkt.

Somit kann das Gesamturteil bedauerlicherweise kein sehr positives sein: In der Einleitung hat sich S. Ö. weder methodisch korrekt mit früheren Thesen auseinandergesetzt noch ihre eigene gründlich durchargumentiert. In der Textkonstitution unterliefen ihr zahlreiche Fehlentscheidungen, die Übersetzung muß überarbeitet werden: Auf eine wirklich gelungene Edition Maximians wird die Forschung weiter warten müssen.

Christine Ratkowitsch

* * *

Einleitung in die griechische Philologie. Unter Mitwirkung von Walter A m e l i n g ... hrsg. von Heinz-Günther N e s s e l r a t h. Stuttgart-Leipzig: B. G. Teubner 1997. XVI, 773 S. Ill. Beilagen: Synopse der griechischen Literatur von H. L ü h k e n. Karten (Einleitung in die Altertumswissenschaft.) ISBN 3-519-07435-4

Einleitung in die lateinische Philologie. Unter Mitwirkung von Mary B e a r d ... hrsg. von Fritz G r a f. Stuttgart-Leipzig: B. G. Teubner 1997. X, 725 S. Ill. Beilagen: Synopse der römischen Literatur von H. L ü h k e n. Karten (Einleitung in die Altertumswissenschaft.) ISBN 3-519-07434-6

Zwei stattliche Bände, deren Aufgabe es ist, einen fundierten Überblick zu geben über Schwerpunkte und Teilbereiche, Methoden und Inhalte der gesamten Altertumswissenschaften, gleichzeitig aber auch sowohl eine Einführung als auch Referenzen zum Nachschlagen zu bieten, und so nach fast 90 Jahren die alte ‚Einleitung‘ von Gercke-Norden zu ersetzen. Entscheidend bei solch einem Unternehmen zwischen Speziallexikon, Monographie und historischer Darstellung ist es, Mitarbeiter zu finden, die bereit sind, allgemein Anerkanntes und Vermutungen, Spekulationen und Fakten zu kennzeichnen und voneinander zu trennen. Es ergibt sich dann auch ein Zeitbild zum Stand der Einzelfächer und unserer Wissenschaft im Ganzen.

Selbstverständlich muß eine derartige Neufassung begrüßt werden, und selbstverständlich kann man manches anders gewichten; dies ist nicht zu beurteilen. Ein grundsätzliches Problem ergibt sich aber, besonders im Band über den Bereich des Griechischen, durch das Bestreben des Hrsg., eine Zusammenarbeit über Grenzen hinweg zu begründen, denn dies führt zwar vielleicht zu einem freieren Blick, andererseits aber zu sehr uneinheitlichen Angaben über Quellensammlungen und weiterführende Literatur, und – da sich die Bände ja wohl in erster Linie an deutschsprachige Leser wenden – dazu, daß viele der angegebenen Referenzwerke, wenn überhaupt, nur in großen Bibliotheken zu finden sind (besonders nachteilig ist dies in dem zentralen Kapitel über die Geschichte der griechischen Literatur von E. D e g a n i, denn hier setzt die fast durchgehende Beschränkung der Angaben zu Editionen und zur Sekundärliteratur auf – noch dazu zumeist ältere – italienische Werke vor allem italienische Buchhandels- und Bibliotheksverhältnisse voraus).

Der Band über die griechische Philologie ist in acht große Kapitel gegliedert. ‚Geschichte der Texte‘ (I) beginnt mit der Tradierung im Altertum und der Frage nach dem Buchwesen (T. D o r a n d i), es folgen Kapitel über Paläographie und Geschichte der

Überlieferung (H. H u n g e r), Textkritik (K. D o v e r), Papyrologie (D. H a g e d o r n), Epigraphik (G. P e t z l). Weiter: ‚Geschichte der griechischen Philologie‘ (II), im Altertum, in Byzanz (N. W i l s o n) und in der Neuzeit (E. V o g t); es ist das Kapitel, mit dem im ‚alten‘ Gercke-Norden Wilamowitz zum ersten Mal eine Darstellung unserer eigenen Wissenschaft versucht hat. Es folgt (III) ‚Geschichte der griechischen Sprache‘ (K. S t r u n k, R. B r o w n i n g); die Darstellung der ‚Geschichte der griechischen Literatur‘ enthält die Zeit bis 300 v. Chr. (E. D e g a n i), Hellenismus (R. H u n t e r), Kaiserzeit (H.-G. N e s s e l r a t h), Spätantike (J. H a m m e r s t a e d t), byzantinische Literatur (A. K a m b y l i s), und einen knapp gefaßten, richtungweisenden Abriss der griechischen Metrik (R. K a n n i c h t). Sehr gedrängt und auf die Darstellung der Entwicklungslinien ausgerichtet ist das Kapitel über die ‚Geschichte der griechischen Welt‘: Archaische und klassische Zeit, Hellenismus (G. A. L e h m a n n), Kaiserzeit (W. A m e l i n g), Spätantike (E. P a c k). Die griechische Religion (VI) folgt in der Darstellung von F. G r a f, ‚Griechische Philosophie und Wissenschaften‘ (VII) von F. R i c k e r t bzw. A. S t ü k k e l b e r g e r. Den Abschluß bildet ein auf das Wesentliche beschränkter, aber sehr anschaulicher Abschnitt über ‚Griechische Kunst‘ (VIII) durch alle Epochen (W. M a r t i n i, A. H. B o r b e i n, R. F l e i s c h e r, D. W i l l e r s), und ein die Entwicklung des Geld- und Münzwesens dokumentierendes Kapitel über ‚Griechische Numismatik‘ (H. A. C a h n).

Es ist nicht der Ort, Einzelnes herauszugreifen. Einige Anmerkungen zu der schon erwähnten zentralen Darstellung der griechischen Literatur von E. D e g a n i sind aber, vielleicht auch stellvertretend, notwendig. Es beginnt mit einer viele Gemeinplätze versammelnden Sicht auf das griechische Epos (Aöden sind nicht Rhapsoden: 172), zur Elegie fehlt eine Erklärung zu Entstehung und Gebrauch des Begriffes in der Frühzeit und dem, was man später darunter verstanden hat, auch die Entwicklung der Elegie aus dem Wunsch, politische Botschaften zur Kampfbereitschaft in einer bestimmten historischen Situation zu transportieren, müßte beschrieben werden (182; der Begriff ‚logaödisch‘ gehört nicht in ein Handbuch: 184; eine sinnenstellende Textlücke erschwert die Lektüre: 189). Vor allem aber erfordert ein Handbuch die Wiedergabe unumstrittener Fakten: Man sollte besser nicht (226) zur Datierung des ‚König Ödipus‘ angeben ‚vielleicht bald nach 415‘, unter (indirekter) Berufung auf C. Diano, der eine zuerst von Musgrave vermutete Verbindung des Zweiten Stasimons mit dem Hermokopidenfrevell nachweisen wollte (vgl. C. W. Müller, Zur Datierung des sophokleischen Ödipus, Wiesbaden 1984, 30f. mit Anm. 71), eine Datierung, der aber dann wenige Seiten später (231) der (unkommentierte) Hinweis auf den ersten Sieg des Aischylos-Neffen Philokles über Sophokles mit seinem ‚König Ödipus‘ widersprechen muß. Und auch das Datum der Ankunft des Anaxagoras in Athen ist ein so umstrittenes Problem, daß man wohl nicht einfach Jahreszahlen hinsetzen sollte (201f.; vgl. auch später im Beitrag von F. R i c k e n, 517). Eine grundsätzliche Entscheidung hat übrigens dazu geführt, daß einzelne griechische Philosophen sowohl in den Kapiteln zur Literaturgeschichte, als auch dann später nochmals in der Darstellung der Philosophie angeführt sind. – Und noch eine Ergänzung im Abschnitt über die Geschichte der griechischen Philologie: Zur Aufzählung der im 19. Jh. entstandenen eigentlichen philologischen Fachzeitschriften (127) soll die seit 1850 in Wien erschienene, von J. G. Seidl, H. Bonitz, J. Mozart redigierte ‚Zeitschrift für Österreichische Gymnasien‘ hinzugefügt werden, aus der ab 1879 die von W. von Hartel und Karl Schenkl herausgegebenen ‚Wiener Studien‘ hervorgingen.

Die ‚Einleitung in die lateinische Philologie‘ ist in neun Abschnitte mit einem dem griechischen Band entsprechenden Aufbau geteilt: ‚Geschichte der lateinischen Philologie und der Bildung‘ (I) behandelt die Philologie in Rom (R.-A. K a s t e r), die Entwicklung der (klassischen) ‚Bildung‘ und der artes liberales (I. H a d o t) und seit der

Renaissance (A. Graffon-G. W. Most). Im Kapitel ‚Geschichte der Texte und ihrer Zeugen‘ (II) sind zusammengefaßt: ‚Textkritik und Editionstechnik‘ (J. Delz), ‚Römisches Schriftwesen‘ (M. Steinmann) und ‚Lateinische Epigraphik‘ (W. Eck); es folgt (III) die ‚Geschichte der lateinischen Sprache‘ (J. Kramer). Das Kapitel ‚Geschichte der lateinischen Literatur‘ umfaßt Beiträge über die Literatur der Republik (E. Lefèvre), der Augusteischen Zeit und der Kaiserzeit (G. B. Conte), eine Darstellung der mittellateinischen Literatur (J. Ziolkowski), der neuzeitlichen Lateinischen Literatur seit der Renaissance (W. Ludwig), und der römischen Metrik (S. Boldrini). Der Überblick über die römische Geschichte (V) wurde verfaßt von J. von Ungern-Sternberg (Spätantike: J. Martin); es folgen Kapitel über das römische Privatrecht (VI; U. Manthe), die Religion (VII) von J. Scheid (‚Republikanische Zeit‘) und M. Beard (‚Kaiserzeit‘), mit einem Abschnitt über ‚Das Christentum von den Anfängen bis in die Spätantike‘ (Chr. Markschie), die ‚Römische Philosophie‘ (VIII; M. Erler), und eine Einführung in Fakten und Methoden der Archäologie und Kunstgeschichte (IX) für Rom (H. von Hesberg) und die Provinzen (R. Fellmann) unter Einschluß von Grundbegriffen der römischen Numismatik (H.-M. von Kaenel).

Und wieder sei das zentrale Kapitel zur Literaturgeschichte herausgegriffen. Die Darstellung (Lefèvre und Conte) ist sehr gut in der Art eines Lehrbuchs gestaltet: Fakten über das Erhaltene sind jeweils verbunden mit einer durchlaufenden chronologischen Darstellung mit Hinweisen auch auf das Verlorene (eine Art der Präsentation, die man in der griechischen Literaturgeschichte vermißt, die aber für die lateinische wohl auch besser geeignet ist), so daß sich das Erhaltene jeweils genau abzeichnet, mit Detailangaben beschrieben, und dann mit Literaturhinweisen ergänzt wird. Instruktiv und ohne Scheu vor Fragestellungen der Literaturwissenschaft ist die Darstellung der mittellateinischen Literatur mit ihrer kultur- und sprachgeschichtlichen Einleitung (J. Ziolkowski). Die Behandlung der neuzeitlichen lateinischen Literatur (W. Ludwig) gibt zusammen mit dem Abschnitt über die Geschichte der lateinischen Philologie eine Gesamtdarstellung der Bedeutung des Lateins von den Anfängen bis in die Gegenwart.

So kann man sich über die beiden Bände insgesamt freuen. Das von F. Graf im Vorwort zum lateinischen Band (VI) formulierte Ziel für die Neufassung des Werkes wurde in seiner Substanz erreicht: „Wie schon sein Vorläufer soll es Studierenden sämtlicher Disziplinen der Altertumswissenschaft – insbesondere der beiden Philologien –, doch auch dem gymnasialen Lehrer des Faches und dem Studierenden und akademischen Lehrer der interessierten Nachbardisziplinen einen verlässlichen Führer zu den Methoden und Kenntnissen einer Wissenschaft von der Literatur und Kultur ... geben.“

Herbert Bannert

Die Philosophie der Antike. Band 2/1: Sophistik – Sokrates – Sokratis – Mathematik – Medizin. Von Klaus Döring, Hellmut Flashar, George B. Kerferd, Carolin Oser-Grote, Hans-Joachim Waschkies. Hrsg. von Hellmut Flashar. Basel: Schwabe 1998. XIV, 540 S. Beilage: Hans-Georg Gadamer, Die Philosophie und ihre Geschichte (Vorabdruck aus: Die Philosophie der Antike. 1.) XXVI S. (Grundriss der Geschichte der Philosophie. Begründet von Friedrich Ueberweg. Völlig neubearbeitete Ausgabe. Antike 2/1.) ISBN 3-7965-1036-1

Ein weiterer Band des neu konzipierten Grundrisses der Geschichte der Philosophie (vgl. WSt. 112 [1999], 245f.), und wieder ein gewichtiges Werk, hervorragend recherchiert, übersichtlich eingeteilt und gestaltet, mit sehr überlegt angeordneten, ausführlichen bibliographischen Angaben (die, für sich betrachtet, schon das Gerüst einer Forschungsgeschichte bilden). Es ist dem Hrsg. und den Autoren gelungen, den Mittelweg zu finden zwischen allgemeiner Information und detailliertem Forschungsbericht. G. B. Kerferd und H. Flashar zeichnen als Autoren für das Kapitel über die Sophistik, und wie dieses sind auch die anderen Kapitel aufgebaut: Allgemeine Charakteristik und Begriffsbestimmungen, Forschungsgeschichte, Nachwirkung, dann Grundthemen und deren Ausformung durch einzelne Personen, von denen wiederum Biographie, Werke mit Inhaltsangaben, wichtige Themen der Lehre, Schüler, individuelle Nachwirkung, jeweils mit Angabe der Quellenstellen, wenn es sich um unvollständig oder gar nicht erhaltene Schriften handelt; abgeschlossen wird jedes Kapitel mit der ausführlichen Verweis-Bibliographie. (Anm.: in der Literaturliste fehlt, sozusagen als Doxographie in der Doxographie, eine kurze Erklärung zu der für sich bezeichnenden und nicht immer beachteten Editions-geschichte einzelner Sammlungen, wie etwa der Fragmente der Vorsokratiker von Diels-Kranz, die dann auch die seltsame bibliographische Angabe „Dublin, Zürich 1903“ hinlänglich erklären würde: 108; in späteren Kapiteln wurden zu den bibliographischen Daten kurze Argument-Angaben zugefügt.) In derselben Weise behandelt K. Döring ‚Sokrates, die Sokratiker und die von ihnen begründeten Traditionen‘, ein umfangreiches, genaues, und, so weit nur immer möglich, detailliert belegtes, Sicheres und Unsicheres streng scheidendes Kapitel, in dem auch die oft verworrene Entwicklung der Forschung und der einzelnen Zuweisungen nachgezeichnet ist. Ein ganz besonders exquisites Kapitel, für das es in seiner konzentrierten und klaren Darstellung kein Vorbild gibt, ist die Behandlung der Mathematiker von H.-J. Waskies, mit Abschnitten über Euklid, Archimedes, Apollonios aus Perga, Pappos und Diophantos (die auf diesem Spezialgebiet besonders wichtige Bibliographie ist mit Kurzreferaten zu den einzelnen Eintragungen ausgestattet). Die Autoren mathematischer Werke wurden ebenso aufgenommen wie die auf primär philosophischen Fragestellungen aufbauenden Schriften aus dem Corpus Hippocraticum, klar und gut referierend vorgestellt von C. Oser-Grote (de vet. med., de nat. hom., de flat., de carn., de victu, de medico, de dec. hab., Praecepta; die Schrift de arte wurde am Ende des Kapitels über die Sophisten eingereiht). Ein Standardwerk, das verlässlich und objektiv dokumentiert.

Die Lektüre des Kapitels über die Mathematik hat mich nebenbei angeregt, Hinweisen zu einem rätselhaften Zitat nachzugehen: Gegen Ende der Erzählung ‚A Descent Into the Maelström‘ (1841) gibt Edgar Allan Poe folgende Erklärung für die Möglichkeit der Errettung aus dem Meeresstrudel auf einem zylindrischen Faß, während alle anderen Gegenstände hoffnungslos in die Tiefe gezogen werden: „I made, also, three important observations. The first was, that, as a general rule, the larger the bodies were, the more rapid their descent – the second, that, between two masses of equal extent, the one spherical, and the other *of any other shape*, the superiority in speed of descent was with the sphere – the third, that, between two masses of equal size, the one cylindrical, and the other of any other shape, the cylinder was absorbed the more slowly. Since my escape, I have had several conversations on this subject with an old schoolmaster of the district; and it was from him that I learned the use of the words ‘cylinder’ and ‘sphere’. He explained to me – although I have forgotten the explanation – how what I observed was, in fact, the natural consequence of the forms of the floating fragments – and showed me how it happened that a cylinder, swimming in a vortex, offered more resistance to its suction, and was drawn in with greater difficulty than an equally bulky

body, of any form whatever.“ An dieser Stelle fügt Poe selbst folgende Anm. ein: „See Archimedes, ‘De Incidentibus in Fluido.’ – lib. 2.“ Eine von allen mir bekannten Erklärungen zu dieser Stelle mitgeteilte Vermutung besagt, daß es sich dabei um die Schrift *de insidentibus in humido / de corporibus fluitantibus* handelt (über die *Waschkies* im vorliegenden Band berichtet: 395); im Text des Archimedes findet sich keine entsprechende Angabe (das zugrundeliegende Problem bespricht Aristoteles, *Problemata* 23, 5, 932a5ff. und 18ff.). Das Zitat bei Poe wirft aber noch andere Fragen auf: Die editio princeps des Gesamtwerks des Archimedes, erschienen 1544 in Basel bei Ioannes Hervagius, bietet die Schrift *de corporibus fluitantibus* nur in einer lateinischen Übersetzung des William von Moerbeke (1269, mit dem Titel *de insidentibus aque*); diese Übersetzung wurde später überarbeitet und neu publiziert: *De iis, quae vehuntur in aqua, libri duo, a Federico Commandino in pristinum nitorem restituti et commentariis illustrati*, Bononiae: Alexander Benacius 1565); der griechische Text des Traktats wurde erst im Jahre 1906 von J. L. Heiberg aus einem Palimpsestkodex aus Jerusalem ediert (vgl. *Waschkies* 393). Poe konnte die Schrift also, wenn überhaupt, nur in einer lateinischen Fassung oder aus einem lateinischen Lesebuch kennen. (Poe, der im Jahre 1826 an der Universität von Virginia in Charlottesville alte und neue Sprachen und Literaturen studierte, bekam Auszeichnungen in Französisch und Latein; sein letztes, 1848 gedrucktes Werk ist die kosmogonische Prosadichtung ‚Eureka‘.) Doch das angeführte, korrekt wirkende Zitat ist ein Scherz, eine Irreführung des Autors, charakteristisch für die auf geistvolle Unterhaltung zielende Ausrichtung vieler literarischer Zeitschriften der Zeit: Poe gibt seine Quelle (auf eine solche deutet auch die genaue Aufzählung der Beobachtungen des Schiffbrüchigen; s. o. den Text) nicht richtig an, und in einer erst 1990 vollständig bekanntgewordenen, von Poe selbst im Jahre 1849 für *Graham’s Magazine* verfaßten, aber nicht fertiggestellten, fingierten Stellungnahme zu einer angeblichen Rezension seiner Erzählungen dokumentiert Poe einen angeblichen Einwand eines Lesers zu diesem fingierten Zitat (!): Ein Freund habe ihm versichert, „first, that the fact stated is no fact at all and is contrary to known laws, and secondly that there is no such passage in the second book of Archimedes as the one referred to. Thirdly he says that *no such passage, nor any resembling it, is in Archimedes at all, and that he defies Mr Poe to point it out.*“ (Text: Edgar Allan Poe, *A Reviewer Reviewed*, ‘Graham’ manuscript, unfinished, summer 1849, 8 pages; The Edgar Allan Poe Society of Baltimore, www.eapoe.org). Und wenn es aber nun doch ein Zitat ist?

Herbert Bannert

Meisterwerke der antiken Literatur. Von Homer bis Boethius. Hrsg. v. Martin Hose. München: Beck 2000. 188 S. (Beck’sche Reihe. 1382.) ISBN 3-406-45922-6

Der Band dokumentiert eine Vorlesungsreihe an der Universität München aus dem WS 1999/2000, die, als Einführung und zugleich als Anregung gedacht, wohl auch als Hinweis auf Bleibendes und Gültiges in der antiken Literatur gesehen werden kann. Als ‚Meisterwerke‘ werden vorgestellt: ‚Die Ilias‘ (H. Flashar), ‚Aischylos’ Orestie‘ (M. Hose), ‚Die Platonische Apologie als philosophisches Meisterwerk‘ (A. Patzer), ‚Ciceros Philippische Reden‘ (W. Strohm), ‚Vergils Aeneis‘ (W. Suerbaum), ‚Ovid, Metamorphosen‘ (N. Holzberg), ‚Apuleius, Der Goldene Esel‘ (P. von Möllendorff), ‚Boethius, Trost der Philosophie‘ (J. Gruber). Die Darstellung zeigt interessante Seiten der Texte und ist spannend (vor allem Patzer, Strohm und Gruber), im einzelnen kann man sich natürlich andere Dinge in den Vordergrund

wünschen. Einige Notizen: S. 40 (H o s e): Die Motivierung für die Anwesenheit des Aigisthos in Argos ist nachdrücklich richtig gezeichnet: Er wartet in erster Linie ebenso wie Klytaimestra auf Agamemnon, um seiner Verpflichtung zur Rache für den Vater nachzukommen – und wo sollte er dies anders tun als in dessen Burg zu Argos? – S. 46 (H o s e): Der Zuseher erlebt die Ermordung des Agamemnon nicht „aus der Perspektive des Opfers“, und „die Pläne der Attentäter“ „waren ihm“ nicht „unbekannt“ – vielmehr scheint doch alles, das Bewußtsein des Agamemnon von dem Preis, den er für den Krieg gezahlt hat, und die erwartete unversöhnliche Haltung der Klytaimestra in der Szene der Begegnung der Gatten vor dem Palast konzentriert zu sein, als beide versuchen – ohne einander anzusehen! – die eigentliche Auseinandersetzung in den Palast hineinzuverlegen und das Unangenehme der Situation in dem Disput um die Angemessenheit des purpurnen Tuches deutlich wird. – S. 60 (P a t z e r): zum Prozeß des Sokrates könnte die Gefährlichkeit einer Anklage *περι ἀσεβείας* nach dem Psephisma des Diopieithes (vermutlich 432/431 v. Chr.) und das Unklare des damit zusammenhängenden juristischen Vorganges erwähnt werden (Plut. Perikles 32). – S. 80 (S t r o h): Es ist nicht richtig, daß griechische Redner „sonst“ nur Gerichtsreden“ veröffentlicht haben.

Herbert Bannert

Lexikon der christlichen Antike. Hrsg. von Johannes B. B a u e r und Manfred H u t t e r unter Mitarbeit von Anneliese F e l b e r. Stuttgart: Kröner 1999. 387 S. (Kröners Taschenausgabe. 332.) ISBN 3-520-33201-9

Der durch sein Bibeltheologisches Wörterbuch (4. Aufl. 1994) auch als Lexikograph wohlbekannte J. B. B a u e r und der Religionswissenschaftler M. H u t t e r haben, unterstützt durch A. F e l b e r und etwa zwei Dutzend Mitarbeiter, das vorliegende kleine Lexikon der christlichen Antike (LCA) zustande gebracht. Sie füllen damit, wie sie in ihrem Vorwort erklären, eine Lücke zwischen der lexikalischen Behandlung der klassischen Antike und jener des Mittelalters, was jedenfalls bis zur Vollendung des Reallexikons für Antike und Christentum, die in weiter Ferne steht, richtig ist. Das LCA hat freilich auch durch Knappheit und Beschränkung seinen eigenen Platz. Es ist dabei nicht allein um den theologischen Hintergrund der christlichen Antike, sondern auch allgemein um die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge bemüht. So findet man Artikel nicht nur zur biblischen und patristischen Literatur und zu theologischen Problemen, sondern auch zur Sozialstruktur und den allgemeinen religions- und geistesgeschichtlichen Hintergründen. Darunter sind auch kleine Beiträge zur Symbolik, meist von J. B. B a u e r. Die Sequenz ‚Keuschheit‘, ‚Kirche und Staat‘, ‚Kirchenbau‘, ‚Kirchenväter‘, ‚Knabenliebe‘, ‚Kommunismus‘, ‚Konzil‘, ‚Kranz‘, ‚Kreis‘, ‚Krokodil‘, ‚Kugel‘ und ‚Kuss‘ mag etwas von der Arbeit des letzten verdeutlichen. Das handliche Bändchen wird ausgezeichnete Dienste tun.

Hans Schwabl

Benedetto Marzullo, Scripta Minora. Hrsg. von Angela Andriano - Valerio Casadio - Marco De Marinis - Maria Paola Funaioli - Lorenzo Perilli - Vinicio Tammaro. Mit einem Geleitwort von Winfried Bühler. 2 Bde. Hildesheim-Zürich-New York: Olms 2000. XXXVIII, 999 S. (Spudasmata. 77/1. 77/2.) ISBN 3-487-11062-8

Diese Auswahl ‚kleiner Schriften‘ enthält nach dem freundschaftlichen Geleitwort W. Bühlers, der dabei doch den Gelehrten B. Marzullo mit einiger Genauigkeit zu charakterisieren weiß, und nach der Rechenschaftsablegung der Hrsg. auch eine „Bibliografia degli scritti“ von 195 Nummern. Dieselbige enthält nicht die recht zahlreichen Beiträge M.s in Zeitungen und allgemeinen Zeitschriften, doch ist eine Auswahl davon auch in diese ‚Scripta Minora‘ aufgenommen. Vertreten sind zunächst M.s Hauptarbeitsgebiete, also Homer (zu dem er das frühe Buch ‚Il problema omerico‘ 1952, ²1970 geschrieben hat) und die archaische griechische Lyrik, die Komödie und das Drama überhaupt, ferner das Corpus Hippocraticum und das weite Feld der griechischen Lexikographie, die ihn nicht nur punktuell, sondern auch im Hinblick auf ihre Gestaltungsgesetze interessiert hat. Überall ist hier auch der scharfsinnige Textkritiker und der Erforscher der spezifischen sprachlichen Ausdrucksformen im Spiel. Es folgen, in den Abschnitten ‚Miscellanea‘ und ‚Varia‘, Äußerungen zu den verschiedensten Themen vom Altertum bis zu den Ereignissen des Tages. So zeichnet ein Vortrag über die Geschichte der Entdeckung und Entzifferung von Linear B die Etappen spannend nach und warnt zugleich vor einer falschen Wertung des gewonnenen neuen Materials. Man findet Hinweise zur Eigenständigkeit italischer Kunst und römischer Literatur, und auch Stellungnahmen zum Latein, die man wohl kritisch überdenken muß. Es gibt einiges zur Philologiegeschichte, aber auch zur Zeitgeschichte überhaupt (Mussolini, Aldo Moro), Reiseeindrücke, Diskussionen zu R. Barthes, U. Eco, M. McLuhan, und vieles anderes mehr.

Die Hrsg. charakterisieren den Autor mit Worten, die er selbst in einem der Beiträge mit Bezug auf seinen Vater verwendet hat: „un uomo, per così dire, movimentato...: comunicava, imponeva agli altri, alle cose, la propria vivacità ed animazione, l'inquietudine della intelligenza, la curiosità culturale.“ Es dürfte sich, auch wenn man in den allgemeinen Dingen oft nicht der Meinung des Autors ist, lohnen, daran teilzuhaben.

Hans Schwabl

Carl Werner Müller, Kleine Schriften zur antiken Literatur und Geistesgeschichte. Stuttgart-Leipzig: B. G. Teubner 1999. 676 S. Ill. (Beiträge zur Altertumskunde. 132.) ISBN 3-598-77681-0

„Ein altes Problem der Publikationsform ‚Kleine Schriften‘ ist die Frage der Aktualisierung. Nun sind solche Sammlungen bereits veröffentlichter Arbeiten, deren Ergebnisse aus der Sicht des Autors einstweilen Bestand haben oder jedenfalls Interesse beanspruchen dürfen, im allgemeinen Erzeugnisse einer bestimmten persönlichen Forschungssituation des Verfassers. Das spricht gegen eine nachträgliche Überarbeitung. ... Andererseits ist der Wunsch des Lesers verständlich, etwas über die Reaktion zu erfahren, welche die Aufsätze ausgelöst haben. Um diesem Gesichtspunkt wenigstens in Maßen Rechnung zu tragen, ist dort, wo mir Ablehnung oder Kritik an der Sache bekannt geworden sind oder auch wo ich selbst den Sachverhalt inzwischen anders sehe, darauf aufmerksam gemacht und Stellung genommen worden.“ (11f.) Dieses Prinzip scheint mir sehr vernünftig, und es ist in diesem gewichtigen Band vorbildlich durchgeführt: Nicht um ein Aktualisieren geht es da, auch nicht um eine wertende Stellungnahme zu Reaktionen auf niedergelegte Erkenntnisse, sondern um Information über Reaktionen, die von M. knapp und objektiv gegeben werden. – Ein Merkmal fast aller Arbeiten des Verf. ist das Ausgehen von einem sachlichen oder sprachlichen Detail, dessen Klärung dann durchwegs zu grundlegenden Einsichten und größeren

Zusammenhängen führt. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist M.s Untersuchung ‚Zur Datierung des sophokleischen Ödipus‘ (1984); dieser Themenkreis bildet auch einen der Schwerpunkte des vorliegenden Bandes (‚Der Tod des Sophokles‘; ‚Die thebanische Trilogie des Sophokles und ihre Aufführung im Jahre 401‘; ‚Die Zahl der Siege des Älteren und des Jüngeren Sophokles‘). Weitere Themen, jeweils vertreten durch wichtige und immer wieder zu lesende Arbeiten, sind das Corpus Hippocraticum (Textprobleme und Interpretation ausgewählter Stellen, darunter die besonders gründliche und lehrreiche Untersuchung der aus den Texten tatsächlich herauslesbaren Fakten zur vermeintlichen Begründung des Prinzips der Homöopathie bei Hippokrates), Platon und die Akademie (Akademiegründung, Platon und Isokrates), und, jeweils in größeren Zusammenhängen gesehen, Untersuchungen zu Grundfragen der Philosophie (‚Über den Erwerb der Tugend und jeglicher Tüchtigkeit‘), Thukydides, und Aristophanes. Die Sammlung mit insgesamt 46 Beiträgen und einem Schriftenverzeichnis ist sorgfältig ediert, umfassend, grundlegend, und unentbehrlich.

Herbert Bannert

Peter Steinmetz, *Kleine Schriften*. Aus Anlass seines 75. Geburtstages herausgegeben von Severin Koster. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. X, 506 S. (Palingenesia. 68.) ISBN 3-515-07629-8 ISSN 0552-9638

Ein Blick in das Register zeigt die Schwerpunkte der Interessen von S., niedergelegt in den 26, in diesem Band unverändert wiederveröffentlichten Arbeiten: Aristoteles, Cicero, Horaz, Livius, Tacitus, Theophrast, Xenophanes, dazu Philosophiegeschichte und die griechische und lateinische Literatur der Kaiserzeit. Wie üblich kann man eine solche Zusammenstellung verstreut publizierter Arbeiten nur begrüßen: zeigt sie doch das Lebenswerk eines Gelehrten ausgebreitet und ermöglicht auch Querverbindungen, die eine Einzelstudie oft aussparen muß, und dadurch die Ergänzung eines Themas durch eine danebengestellte Annäherung von anderer Seite. Die Bemühungen von S. zum Text und zur Interpretation Theophrasts, besonders der Charaktere, und zur griechischen Literatur der Kaiserzeit, die in wichtigen Publikationen vorliegen, werden durch begleitende Studien erweitert und ergänzt. Hervorgehoben seien die ‚Xenophanesstudien‘ (1966), die Aufsätze zu den Charakteren Theophrasts (1959), Theophrast und Aristoteles (1969), Theophrast und Menander (1960), zur Auffassung der Stoiker von Allegorie und deren Zugang zur Dichtung (1986), zur Philosophie des Hellenismus (1969), zu Cicero (1989, 1995), zu Quintilians Sicht der Gattungen und Epochen griechischer Literatur (1964), und der Forschungsbericht zur lyrischen Dichtung des 2. Jh. n. Chr. (1989).

Herbert Bannert

Ἄγαθός Δαίμων: Mythes et Cultes. Études d'Iconographie en l'honneur de Lilly Kahil. Paris: De Boccard 2000. XIV, 561 S. (Bulletin de la Correspondance Hellénique. Suppl. 38) ISBN 2-86958-185-8

Beinahe ein Vierteljahrhundert hat Lilly Kahil als Generalsekretärin des Unternehmens dem Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae ihre Kraft gewidmet, und es war nicht zuletzt ihr Einsatz, welcher die zügige Vollendung des Werkes möglich gemacht hat, das jetzt ein unentbehrliches Hilfsmittel der Altertumswissenschaft darstellt. Diese unter der Direktion von Pascale Linant de Bellefonds zustande gebrachte Ehrengabe enthält auch eine Bibliographie der Arbeiten von K. (von 1950 bis 1998). Darunter das Buch über Helena (‚Les enlèvements et le retour d'Hélène

dans les textes et les documents figurés', 1955) oder der Beitrag zu den Menandermosaik in Mytilene (Antike Kunst, Beiheft 7, 1970). Die Beziehung von Bild- und Textüberlieferung, die zum Prinzip des LIMC gehört, findet sich dementsprechend auch in vielen der ihr gewidmeten Beiträge. So in den ‚Variations autour du thème d'Hélène‘ von Janine Balty, in ‚La *manubia* di Menerva‘ von G. Camporeale (zu Blitz und Weissagung im Zusammenhang mit der etruskischen Menerva), in ‚Hermès à la tortue‘ von F. Chamoux oder in ‚Une promenade à travers les sources littéraires: Le cas d'Hyacinthos‘ von M. Moreno-Conde, um nur wenige Beispiele zu geben. Ein größerer Entwurf liegt vor in dem Beitrag von V. Lambrinoudakis, ‚Die Rolle der heroischen Vergangenheit bei der Entwicklung der griechischen Städte‘, wo sowohl die Frage nach dem Ursprung des Heroenkults (in den dunklen Jahrhunderten) als auch nach dessen Bedeutung für die Identität der Gemeinschaften sowie nach dem Ort im Bauplan der Städte gestellt wird. *Hans Schwabl*

Heikki Solin, *Analecta Epigraphica 1970–1997. Iterum edenda indicibusque instruenda curavit Michael Kajava adiuvantibus Karolo Korhonen, Martino Leivo, Olavo Salomies*. Rom: Edizioni Quasar 1998. XII, 530 S. Ill. (Acta instituti Romani Finlandiae. 21.) ISBN 951-96902-8-X

Anlässlich des 60. Geburtstages Heikki Solins sammelten seine Schüler die *Analecta Epigraphica*, die in den Bänden 6 (1970) bis 31 (1997) der Zeitschrift *Arctos* erschienen sind, und gaben sie in einem Buch heraus. Einen Schwerpunkt des Bandes bilden Korrekturvorschläge zu Lesungen von Inschriften, die bereits publiziert sind, ergänzte Kommentare, und Vorschläge zu Neuinterpretationen von Inschriften, die zu einem großen Teil aus Rom und von der italischen Halbinsel stammen. Den zweiten Schwerpunkt bildet die von finnischen Wissenschaftern intensiv betriebene Forschung zur Onomastik des römischen Reiches. S. stellt hier verbesserte Erklärungen zur Nomenklatur vor, liefert neue Beispiele von bisher noch nicht bekannten Namen mit Erläuterungen zu deren Herkunft und verweist auf verkannte oder falsche Namen.

Die einzelnen Beiträge sind sehr kurz, da sie oft nur auf kleinere Lese- oder Interpretationsfehler aufmerksam machen, wie etwa das Überlesen einer Ligatur. *Addenda* und *Corrigenda* aktualisieren die einzelnen Artikel. In einem oft strengen und auch manchmal heftigen Ton macht S. auf Fehler mancher Epigraphiker in deren Publikationen aufmerksam, und fordert dazu auf, Inschriften gründlicher zu studieren, zuerst zu überprüfen, ob die Inschrift nicht vielleicht doch bereits publiziert worden ist, und Hintergründe gewissenhafter zu erarbeiten. Auch Probleme „grundsätzlicher Art“ sind besprochen, wie etwa die mangelnde Qualität der Photos in Publikationen oder das Erstellen zu langer Appendices „in einer Zeit, in der Papier so teuer ist“ (109). Besonders durch den ausführlichen, von den Hrsg. sorgfältig gestalteten Index werden die *Analecta Epigraphica* zu einem sehr brauchbaren Arbeitsbuch, das man in Zukunft vielleicht besser heranziehen sollte, bevor man sich eine Be- oder Überarbeitung einer bereits publizierten Inschrift vornimmt oder sich mit einem antiken Namen beschäftigen möchte. *Franziska Beutler-Kränzl*

* * *

Herwig Maehler, Die Lieder des Bakchylides. Erster Teil: Die Siegeslieder. I. Edition des Textes mit Einleitung und Übersetzung. II. Kommentar. Leiden - New York - Köln: Brill 1997. XVIII, 137 S.; 307 S. (Mnemosyne. Suppl. 62.) ISBN 90-04-10761-4

Dieser erste Teil des äußerst verdienstvollen Kommentars des großen Kenners der griechischen Chorlyrik, erschienen zuerst 1982, erhielt durchwegs ausgezeichnete Kritiken, z. B. durch M. C. Howatson in *Classical Review* N. S. 36 (1986), 192ff., sowie durch D. E. Gerber in *Lustrum* 32 (1990), 69 („extremely important“). Die zweibändige Erstedition wurde für diesen unveränderten Neudruck in einem Band zusammengefaßt; mittlerweile ist auch der zweite Teil dieser Gesamtausgabe („Die Dithyramben und Fragmente“) erschienen (Mnemosyne, Suppl. 67, Brill 1997). *Walter Stockert*

Marta Anna Włodarczyk, Pyrrhonian Enquiry. Cambridge: Philological Society 2000. 72 S. (Philological Society. Supplementary Volume. 25.) ISBN 09-06014-247

Diese sehr lesenswerte Studie ist im Zusammenhang mit einer Ph.D.-Diss. entstanden, welche David Sedley betreut hat. Sie kommt, in Auseinandersetzung mit neueren Interpretationen des Sextus (Barnes, Burnyeat, Frede), zum Ergebnis, daß „the importance of the sceptical method for solving controversial issues concerning scepticism has not been recognised,“ und will mit ihrer Untersuchung diese Lücke füllen (7). Es geschieht das in Abschnitten, deren Orientierung durch die Titel ‚The sceptical method‘ (II), ‚Dogmatism‘ (III), ‚Epoche‘ (IV), ‚Assent‘ (V), ‚Belief‘ (VI) und ‚Truth‘ (VII) kenntlich ist. Dabei geschieht, z. B., in II eine genaue Analyse der fünf Tropoi des Agrippa, und in VII ist es vor allem der – wie die Autorin meint – bisher zu wenig beachtete Begriff der *ισοσθένεια*, der untersucht wird. Er ist zuerst in Pyrrh. Hypot. 1,8 gegeben, in der Definition der Skepsis, an der die Autorin sich vor allem orientiert hat: *ἔστι δὲ ἡ σκεπτικὴ δύναμις ἀντιθετικὴ φαινομένων τε καὶ νοουμένων καθ’ οἰονδήποτε τρόπον, ἅφ’ ἧς ἐρχόμεθα διὰ τὴν ἐν τοῖς ἀντικειμένοις πράγμασι καὶ λόγοις ἰσοσθένειαν τὰ μὲν πρῶτον εἰς ἐποχὴν, τὰ δὲ μετὰ τοῦτο εἰς ἀταραξίαν.* Es ist ihr offenkundig darum zu tun, diesen Anspruch ernst zu nehmen und als sinnvoll zu erklären. *Hans Schwabl*

Panezio di Rodi, Testimonianze. Edizione, traduzione e commento a cura di Francesca Alessè. Napoli: Bibliopolis 1997. 349 S. (Elenchos. Collana di testi e studi sul pensiero antico. 27.) ISBN 88-7088-293-4

Nach ihrer Monographie über Panaitios (Panezio di Rodi e la tradizione stoica, Napoli 1994) legt die Verf. hier eine mit Übersetzung und Kommentar versehene Ausgabe der Zeugnisse vor, die etwas großzügiger verfährt als die nur auf das ganz Sichere sich beschränkende Sammlung von M. van Straaten (Panaetii Rhodii fragmenta, Leiden³1962). Diese neue Sammlung hat 163 Nummern, welche zuerst Biographie und Schulgeschichte betreffen (darunter der Abschnitt ‚De amicitia Panaeti et Scipionis‘), dann Schriften und Lehre (‚Ethica‘, ‚De Panaeti libris Περὶ τοῦ καθήκοντος‘, ‚De Carneadis refutatione‘, ‚De Panaeti iudicio de Demosthene‘, ‚De anima‘, ‚Physica‘, ‚Varia‘). Das test. 1 nimmt auch hier den Panaitios betreffenden Abschnitt aus Philodem auf (stoicor. hist., coll. LV–LXXVII), doch konnte die Verf. sich auf die Neuausgabe von Dorandi

(Leiden 1994) stützen und sich bei der Besprechung auch auf Autopsie des PHerc. 1018 berufen. Ein wichtiger Passus in col. LXI lautet in der Übersetzung: „era, invero, molto attratto dalla dottrina platonica e da quella aristotelica e perciò cedette qualcosa del pensiero di Zenone, a favore dell'Accademia e del Peripato.“ – test. 17 bringt die Angabe Ciceros (de offic. 2, 17, 60) über *Panaetius, quem multum his libris secutus sum, non interpretatus*, und aus de officiis vor allem ist in dieser Sammlung mehr aufgenommen als bei van Straaten. Die Begründungen dafür sind jeweils im Kommentar gegeben. Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um dieses sehr wichtige neue Hilfsmittel zum Studium des Panaitios zu charakterisieren. *Hans Schwabl*

Plutarchus, Vitae Parallelae. Vol. I fasc. 1. Quartum recensuit Konrat Ziegler. Editionem quintam curavit Hans Gärtner. Monachi et Lipsiae: In aedibus K. G. Saur 2000. XXII, 423 S.; beigelegt: Addenda et Corrigenda (auf der Grundlage der 4. Aufl., Leipzig 1969). 86 S. (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.) ISBN 3-598-71672-9

Text und Einleitung sind seit Zieglers 4. Auflage (1969) unverändert geblieben. H. Gärtner hat aber dieser 5. Aufl. ein umfangreiches Beiheft mit Ergänzungen und Korrekturen beigegeben und insbesondere die Textänderungen und sonstigen Verbesserungen der Ausgaben und Kommentare von C. Ampolo, C. Carena, M. Manfredini und L. Piccirilli übernommen und bekanntgemacht (vgl. p. XXI). *Herbert Bannert*

J. G. Montes Cala - M. Sánchez Ortiz de Landaluce - R. J. Gallé Cejudo (Eds.), Plutarco, Dioniso y el vino : actas del VI Simposio Español sobre Plutarco / Cadiz, 14–16 de Mayo de 1998. Madrid: Ediciones Clásicas 1999. X, 540 S. ISBN 84-7882-382-2

Kein Zweifel, daß das von der ‚Sociedad española de Plutarquistas‘ für ihr 6. Symposium gewählte Thema von besonderem Interesse ist und die vorliegenden Kongressakten dasselbe auch von den verschiedensten Seiten her beleuchten. Zunächst durch drei Leitreferate von J. G. Montes Cala (‚εὐφροσύνη convivial en Plutarco‘), E. Suárez de la Torre (‚Dioniso y el Dionisismo en Plutarco‘) und S.-T. Teodorsson (‚Dionysus moderated and calmed: Plutarch on the convivial wine‘), dann durch etwa 40 knappere Mitteilungen, die gelegentlich auch dem Hauptthema Benachbartes zum Gegenstand haben. So etwa Frau Aguilar Fernández über ‚La farmacia de Plutarco: Plantas y Aromas‘ oder M. Valverde Sánchez über ‚Los símiles en el *Erótico* de Plutarco‘. Acht Beiträge sind englisch verfaßt, einer italienisch und einer deutsch. Das Buch ist also ein Dokument für die Lebendigkeit der klassischen Tradition in Spanien ebenso wie für internationale Zusammenarbeit im Rahmen der International Plutarch Society; es kann zur Erhellung der kultur- und religionsgeschichtlichen Bedeutung des Weines wertvolle Hilfe geben. *Hans Schwabl*

Oppianus, Halieutica. Einführung, Text, Übersetzung in deutscher Sprache, ausführliche Kataloge der Meeresfauna von Fritz Fajen. Stuttgart-Leipzig: B. G. Teubner 1999. XVII, 409 S. (Sammlung Wissenschaftlicher Commentare.) ISBN 3-519-04290-8

Oppian aus Kilikien (vielleicht aus Anazarbos) hat vor 178 n. Chr. die *Halieutica* verfaßt und das Gedicht dem Kaiser Marc Aurel gewidmet. (Ein Lehrgedicht mit dem Titel *Cynegetica* stammt von einem etwas jüngeren Mann gleichen Namens aus Apa-meia in Syrien und ist für den Kaiser Caracalla verfaßt.) Die letzte kritische Ausgabe des Textes ist im Jahr 1813 erschienen (J. G. Schneider), die Loeb-Ausgabe (A. W. Mair) 1928, eine moderne deutsche Übersetzung gibt es bislang nicht. Entsprechend unbeachtet und wenig bekannt ist der noch im 16. und 17. Jh. sehr beliebte Text auch geblieben (über Inhalt und Aufbau informiert B. Effe, *Dichtung und Lehre. Untersuchungen zur Typologie des antiken Lehrgedichts*, München 1977 [Zetemata 69], 137–153). Nach eingehenden Vorarbeiten zur äußerst schwierigen, durch Kontaminationen gekennzeichneten Überlieferungsgeschichte hat F. nunmehr einen Text erstellt und in einem umfangreichen kritischen Apparat begründet, eine Übersetzung erarbeitet, die auch den eleganten und gewandten griechischen Stil durchscheinen lassen will, und Hilfsmittel geschaffen, die das Lehrgedicht erschließen: ausführliche Verzeichnisse, in denen die Namen von Fischen, Meeressäugern und sonstigen Meerestieren aufgeführt, nachgewiesen, und oft überhaupt zum ersten Mal zoologisch identifiziert sind; zusätzlich gibt es Stellenindizes aller in den *Halieutica* erwähnten Landtier- und Vogelarten.

Die Arbeit F.s, die sich auf die Text- und Materialvorlage beschränkt und damit ein Arbeitsinstrument zur Verfügung stellt, ermöglicht es, sich mit dem Dichter genauer zu beschäftigen: Denn die verschrobene Wahl eines entlegenen und spröden Gegenstandes (Oppian ist kein Kenner der Halieutik oder Aquaristik, er benutzt als Vorlage ein – nicht näher identifizierbares – Handbuch) ist begleitet von Geschmack und literarischem Können, Versen, die einen eigenen Klang zu haben scheinen, und natürlich Homerremiszenzen, die aber durchaus nicht aufdringlich verwendet werden (ein Nachweis der epischen Vorbilder steht noch aus). Von besonderem Interesse sind – bei dem Thema des Gedichts überraschend – gut aufgebaute Szenen (!), die vor allem durch die Verwendung von vielen schönen Gleichnissen ermöglicht werden: Der in hellenistischer Manier geschulte Dichter kann die Gestalten seiner Darstellung nicht im eigentlichen Sinn handeln lassen; stattdessen konstruiert er eine Handlung auf der Gleichnisebene (und gerade die aus diesem Grund sehr häufig eingesetzten Gleichnisse scheinen bei nur oberflächlicher Betrachtung des Textes redundant und aufdringlich; vgl. aber eine der frühen Würdigungen des Dichters von G. Bürner, *Oppian und sein Lehrgedicht vom Fischfang*. Programm des K. Alten Gymnasiums in Bamberg für das Schuljahr 1911/12, Bamberg 1912). Auch sonst ist Oppian nicht bloß ein Nachahmer, der vordergründig mit epischen Versatzstücken arbeitet. Das Gedicht enthält, aufgereiht an den Linien von Katalogen, einfache, aber poetische Darstellungen der Verhaltensweisen einzelner Fischarten, die sich im (letztlich vergeblichen) Kampf mit dem Menschen zu bewähren versuchen, wie etwa der Tintenfisch mit seiner listigen Taktik der Verhüllung (3, 156ff.), oder wie die Abhandlung über Paar- und Paarungsverhalten der Fische, die mit einem Hymnus auf Eros eingeleitet wird (Anfang des vierten Buches). F. hat mit der vorliegenden Ausgabe einen beachtlichen Autor zugänglich gemacht.

Herbert Bannert

Massimo di Tiro, *L'arte erotica di Socrate: orazione XVIII*. Edizione critica, traduzione e commento a cura di Adele Filippo Scognamiglio. Galatina (Le): Congedo Editore 1997. XXIX, 153 S. (Università di Lecce. Dipartimento di Filologia Classica. Testi e Studi. 10.) ISBN 88-8086-174-3

Für den Text des Maximus von Tyros ist nunmehr nach der Ausgabe von Hobein (Leipzig 1910), die einiges zu wünschen übrig gelassen hat, durch die beinahe gleichzeitigen Editionen von Trapp (Stuttgart-Leipzig 1994) und Koniaris (Berlin-New York 1995) gut gesorgt. Trotzdem wird man diese mit Übersetzung und Kommentar versehene Sonderausgabe der ersten von vier Reden zur erotischen Kunst des Sokrates (Τίς ἢ Σωκράτους ἐρωτική, α΄) sehr begrüßen. Die Rede stellt ja – im Rahmen einer Beleuchtung von richtigem und falschem Eros – den Erotiker Sokrates in das Zentrum von mythischen und historischen Beispielen sowie von dichterischen Analogien, unter denen zuletzt Sappho zu einer Parallele des Philosophen wird. Es ergibt sich also eine Kette von Angaben und Zitaten, für die man gerne eine Hilfe hat. Auch hat sich die Verf. offenkundig ernsthaft um Text und Übersetzung bemüht.

Noch immer nicht geheilt ist der Text über Hesiod in Kap. 9, den die Verf. mit ein wenig unordentlichen allgemeinen Bemerkungen zur „funzione cosmogonica di Eros“ rechtfertigen zu können meint. Der Verweis geht aber, wie die im App. vermerkten Cruces von Merkelbach-West richtig signalisieren, primär auf die Frauenkataloge, was leider auch bei den meisten der bisherigen Konjekturen nicht berücksichtigt ist. Vielleicht sollte man schreiben: Ἡσιόδῳ δὲ ἀεῖδουσιν αἱ Μοῦσαι τί ἄλλο ἢ γυναικῶν ἔρωτας καὶ ἀνδρῶν, καὶ ποταμῶν ἔρωτας καὶ νυμφῶν; Dabei ist das handschriftliche καὶ φυτῶν geändert und das davorstehende καὶ βασιλέων (als in den Text geratene irrig Variante von ποταμῶν) getilgt.

Hans Schwabl

Malcolm Schofield, *The Stoic Idea of the City*. With a new Foreword by Marta C. Nussbaum and a new Epilogue by the author. Chicago-London: The University of Chicago Press 1999. XVIII, 176 S. ISBN 0-226-74006-4 (paper)

Dies ist ein Reprint des 1991 bei der Cambridge University Press erschienenen Buches, vermehrt um Marta Nussbaums Vorwort (XI–XV) und einen Epilog des Autors (147–157). Das Vorwort ist von Interesse, weil es mit einer gewissen Eigenständigkeit die Hauptthemen herausstellt, und der Epilog versucht eine Rekonstruktion der Abwandlung der stoischen Ansicht hinsichtlich des ‚Weisen‘ in Auseinandersetzung mit Epikur. Die Bedeutung des Buches liegt in seinem kritischen Sinn für die Probleme der Doxographie. Dabei ist die wichtigste Leistung die auf Vorarbeiten von Wachsmuth, Baldry und Mansfeld aufbauende Rekonstruktion der Kritik des Skeptikers Cassius an den Aussagen Zenons (vor allem in der Politeia) und Chrysisps. Diesem ersten Kapitel folgen weitere zu der den platonischen bzw. kynischen Ansatz abwandlenden Erotik der frühen Stoiker („City of love“), zum Weltbürgertum („The cosmic city“) und zum Konzept des Naturgesetzes („From republicanism to natural law“), gefolgt von acht Anhängen, die Einzelheiten ausführen: „Zeno and Alexander“, „Problems with the Stoic definitions of love“, „Ethical attractiveness“, „Descending to marriage“, „Plato and the Stoics on concord“, „Cleanthes’ syllogism“, „ἄσταιον“, „Diogenes’ cosmopolitanism (D. L. VI 72)“.

Im dritten Kapitel ist Dions Borysthenitikos mit seinen Aussagen über die kosmische Stadt der Grundtext, und S. stützt die Annahme, daß die Aussagen schon für die alte Stoa gelten, durch weitere Texte. Vielleicht gibt einen Hinweis auch der Umstand, daß in dem (Stoisches transformierenden) Mythos der Mager auch der Ekpyrosis im Borysthenitikos ihr Platz gegeben ist.

Hans Schwabl

Zenobii Athoi proverbia vulgari ceteraque memoria aucta edidit et enarravit Winfried Bühler. Vol. V (libri secundi proverbia 41–108 complexum). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. 794 S. ISBN 3-525-25749-X

Winfried Bühler hat von diesem Werk, mit dem die ursprünglichste Fassung der Sprichwörtersammlung des Zenobius (unter Berücksichtigung aller Textzeugen) zum ersten Mal kritisch herausgegeben wird, im Jahre 1982 den 4. Band (2, 1–40) und im Jahre 1987 den 1. Band (mit den Prolegomena) veröffentlicht. Dieser 5. Band schließt das zweite Buch ab. Folgen sollen, knapper redigiert, die Sprichwörter des ersten und dritten Buches. Was vorliegt, ist ein bewundernswertes Zeugnis von erlesener Gelehrsamkeit, das auch durch umfangreiche Indices gut erschlossen ist. Wer mit griechischen, lateinischen oder auch neueren Sprichwörtern zu tun hat, wird also gut tun, dieses Werk zu befragen. Der diese Anzeige Schreibende hat dies zuletzt im Zusammenhang mit (nr. 43) οἱ περὶ ἄλλα καὶ κύμινον getan (wo die spätere Überlieferung κύμινον bringt) und bei B. sogleich auch die richtige Lösung für den Text in Plutarchs Symposiaka (663F und 684C) gefunden. Möge das Ganze seine gute Vollendung haben!

Hans Schwabl

* * *

Aldo Lo Schiavo, *Themis e la Sapienza dell'Ordine Cosmico*. Napoli: Bibliopolis 1997. 357 S. (Saggi Bibliopolis. 57.) ISBN 88-7088-296-6

Dieses Buch hat einen Hauptteil, der vor allem Themis und ihren Verknüpfungen gewidmet ist und dabei den Weg von den homerischen Belegen für Göttin und Begriff bis zu Hesiod und zu den Orphikern geht, aber auch die mantische, politische und kultische Dimension berücksichtigt. Der Autor verfährt dabei auch in überlegenswerter Weise die These der „razionalità del politeismo greco“ und setzt damit frühere Studien fort (Il contributo della tragedia attica al razionalismo antico, Rom 1979, und Omero filosofo, Florenz 1983). Ein Anhang betrachtet sodann gewissermaßen die Fortsetzung im Bereich der Philosophie („Il principio dell'ordine cosmico nella filosofia greca da Anassimandro agli Stoici“). Wichtige Themen also, zu denen ich mir in dieser Anzeige versagen muß, kritische Anmerkungen zu bringen. Ich verweise auf die Artikel ‚Weltschöpfung‘ und ‚Zeus‘ in der Realencyclopädie und, zu Anaximander, auf die in der folgenden Anzeige von Silvia Lanzi, Theos Anaitios in diesem Band der WSt. angegebenen Arbeiten.

Hans Schwabl

Silvia Lanzi, *Theos Anaitios*. Storia della teodicea da Omero ad Agostino. Roma: Editrice «il Calamo» 2000. 349 S. (Biblioteca di Storia delle Religioni. 2.) ISBN 88-86148-68-2

Dies ist der revidierte und erweiterte Teil einer Bologneser philosophischen Dissertation zur Theodizee, welcher das Altertum behandelt. Die Verf., in Bologna auch philologisch ausgebildet, wirkt in Salerno im Bereich der Religionsgeschichte in Verbindung mit G. Casadio, der das Werk in seine neue religionsgeschichtliche Reihe aufgenommen hat. Es beginnt mit einer Einleitung, in der auf Hiob und seine Vorläufer im alten Orient sowie auf Ägyptisches (wie das Gespräch des Lebensmüden mit seiner Seele [seinem Ba]) eingegangen wird. Es folgen 13 Kapitel, jeweils zu Homer und zur frühen Lyrik, zu Anaximander, zu der von Anaxagoras ausgehenden Linie, dann zur

Tragödie, zu Sokrates, Platon, Aristoteles, Zenon und Kleantes, zu Plutarch als Kritiker des Chrysipp, zu der dualistischen Lösung bei Plutarch, zum Gnostizismus, zum Neuplatonismus, zu Augustinus. Der Schluß bietet sodann weniger eine Zusammenfassung als Ausblicke auf Leibniz, Kant, Hegel und Neuere und gibt insgesamt der Skepsis gegenüber den „artificiose e presuntuose architetture metafisiche delle teodicee e delle armonie prestabilite“ deutlichen Ausdruck.

Die Darstellung ist hilfreich, weil sie immer Texte gegenwärtig macht. Sehr wenig übereinstimmen kann ich mit der Bewertung Anaximanders, wo die Analyse der Doxographie besonders schwierig ist. Sie verbietet jedenfalls das Reden von einer „Dike cosmica come giustificazione dell'essere di ciò che è“ im Zusammenhang mit Anaximander. Ich verweise der Einfachheit halber auf *Archiv für Begriffsgeschichte* 9 (1964), 59–72, und *Gnomon* 37 (1965), 225–228. *Hans Schwabl*

* * *

Michael Kober, *Die politischen Anfänge Octavians in der Darstellung des Velleius und dessen Verhältnis zur historiographischen Tradition. Ein philologischer Quellenvergleich: Nikolaus von Damaskus, Appianus von Alexandria, Velleius Paterculus*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. 451 S. und Anhang (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft. 286.) ISBN 3-8260-1703-X

Die Untersuchung der Frage, welche Quellen die uns überlieferten Historiographen der Antike benützten und wie sie sie verwerteten, gehört zu den wichtigsten, zugleich aber auch schwierigsten Aufgaben der klassischen Altertumswissenschaft: Die Berücksichtigung des Quellenhorizontes, der spezifischen Eigenart und der Tendenz der uns vorliegenden Darstellungen sowie ihres Verhältnisses zueinander ist für die Rekonstruktion des historischen Geschehens klärlich von eminenter Bedeutung. Allerdings bleiben die Resultate der Quellenforschung aufgrund der Tatsache, daß diese vielfach mit unbekanntem Größen operieren muß, d. h. mit den (präsumtiv) hinter den überlieferten Texten stehenden verlorenen literarischen Werken, mit Notwendigkeit sehr oft im Bereich bloßer Konjekturen. Daß das die althistorische Quellenforschung mancherorts in Mißkredit gebracht hat, konnte dem intensiven Nachdenken über diese so grundlegenden Fragestellungen der Disziplin jedoch erfreulicher Weise keinen Abbruch tun, wie auch das hier anzuzeigende Werk wieder eindrucksvoll unter Beweis stellt.

Die vorliegende inhaltsreiche Würzburger Dissertation widmet sich der Periode der ausgehenden römischen Republik, die aufgrund der Vielzahl der vorhandenen Parallelquellen seit jeher im Zentrum der Quellenforschung zur römischen Geschichte steht: K. hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Darstellung des Velleius Paterculus für die Zeit von Caesars Rückkehr aus dem bellum Hispaniense bis zum Abschluß des Zweiten Triumvirats (2, 56–65) mit den einschlägigen Partien der Augustusbiographie des Nikolaos von Damaskus und der Bürgerkriegsgeschichte Appians (Buch 2 ab 106, 440 und Buch 3) genau zu vergleichen. Er tut dies – nach einer Hinführung zum Thema (19f.), methodischen Vorbemerkungen (21ff.) und einer „vororientierenden Skizze“ der Ergebnisse seiner Untersuchung (23ff.) – in den drei Hauptkapiteln: „Die Figur des Antonius bei Velleius in der Schilderung von Caesars Ermordung bis zur Ankunft Octavians in Rom (Vell. 2, 56–58)“ (31ff.), „Die Schilderungen von Octavians Ankunft in Rom bis zum Mutinensischen Krieg“ (86ff.) und „Vom Entsatz Mutinas bis zum Abschluß des Triumvirats“ (215ff.). Den Schluß der Untersuchung bilden knappe

Notizen zu den ersten Jahren des Dreibundes in der literarischen Überlieferung: „Triumvirat, Proskriptionen, Philippi in der Darstellung des Velleius – ‚*crudelitas Antonii*‘“ (368ff.); „Der Perusinische Krieg und die Verträge von Brundisium (40 v. Chr.) und Misenum (39 v. Chr.)“ (378ff.); „Die ‚verstreuten‘ Bemerkungen über Antonius“ (388ff.). Eine ausführliche „Zusammenfassung, Rückschlüsse und Ausblicke“ (392ff.), ein Quellen- und ein Literaturverzeichnis (425ff., 439ff.) sowie Tabellen und Graphiken im Anhang (451ff.) runden den Band ab.

K. wählt bewußt keine völlig neue Annäherung an sein Thema, sondern baut in vielen für seine Untersuchung zentralen Bereichen auf bereits geleisteten Forschungen auf und geht dementsprechend bei seinem Vergleich der historischen Darstellungen der genannten Autoren von drei Hauptprämissen aus (vgl. 21): Er schließt sich der von Felix (nicht Friedrich: 23) Jacoby maßgeblich mitgeprägten *communis opinio* an, daß Nikolaos die Autobiographie des Augustus „recht genau und ohne größere Änderungen in Inhalt und Tendenz“ wiedergab, akzeptiert jedoch auch die These G. Dobeschs (Nikolaos von Damaskus und die Selbstbiographie des Augustus, GB 7, 1978, 92ff., bes. 107ff.), daß Nikolaos eine Zweitquelle in Gestalt einer augustuskritischen Gegen-darstellung zu dessen Autobiographie heranzog, auf die er defensiv reagierte. Zweitens geht K. mit E. Schwartz davon aus, daß zumindest Buch 3 der appianischen Bürgerkriege „im großen und ganzen weder in der Komposition noch in der Mehrzahl der Details noch in der Tendenz das Werk Appians selbst ist, sondern das Werk eines einzigen lateinisch schreibenden Autors der frühen Kaiserzeit“, den Appian „ohne tiefergreifende Veränderungen“ übersetzt habe (21). Außerdem nimmt er an, daß die dem appianischen Text zugrundeliegende Konzeption – so wie das Werk des Nikolaos – „einem früheren, ursprünglicherem [sic] Stadium der Traditionsentwicklung“ angehöre als Velleius (21), sodaß Velleius auf diese Konzeption bereits reagiert haben kann.

Die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung K.s, die sich in vielen Punkten als Konkretisierungen, Präzisierungen bzw. Systematisierungen bereits früher bezogener Positionen charakterisieren lassen, kann man kurz wie folgt zusammenfassen: (1.) Hinsichtlich der Schrift des Nikolaos unterstreicht er energisch die von G. Dobesch entwickelte ‚Zweiquellentheorie‘ und bestätigt ihre Gültigkeit auch für die Partien außerhalb des Caesar-Exkurses, der im Zentrum von Dobeschs Untersuchung stand. (2.) Unter den erhaltenen Historiographen steht Appian der Zweitquelle des Nikolaos am nächsten; dem Nikolaos lag jedoch laut K. nicht die von Appian ausgeschriebene Darstellung („Appianversion“) selbst vor, sondern ein mutmaßlicher Vorläufer derselben, da einige octaviankritische Elemente im Appiantext bei Nikolaos unwidersprochen bleiben. (3.) Jener von K. ermittelte „Archeget und Vorläufer der Appianversion“ (25), ein Zeitgenosse des ersten Princeps und ehemaliger Parteigänger des Antonius, habe eine „z. T. Punkt für Punkt durchgeführte Korrektur“ der kaiserlichen Autobiographie verfaßt (416), die eine starke antoniusapologetische Tendenz aufwies: Antonius erschien in diesem Werk als der ideale Nachfolger Caesars, der seinen Meister auch nach dessen Ermordung nicht verraten habe; Octavians ehrgeiziger Aufstieg wurde hingegen sehr kritisch beleuchtet. K. legt großen Wert auf die Feststellung, daß chronologische und sachliche Unstimmigkeiten im Appiantext nicht etwa Appian selbst und seiner Benützung verschiedener Quellen anzulasten seien – wie u. a. der Appiankommentator D. Magnino meint –, sondern dem Archegeten der „Appianversion“ bzw. dem direkten Quellautor Appians: Die „Appianversion“ sei nämlich aus einem Guß und zeige eine einheitlich pro-antonianische Tendenz, die auf eine gezielte Bearbeitung der augusteischen Tradition zurückgehe. In ihr sei Octavian nicht etwa grob verunglimpft, sondern lediglich seine Position relativiert worden: Nach dieser Darstellung besaß er keines-

wegs eine größere Berechtigung als Antonius, Caesar nachzufolgen. (4.) Eine namentliche Identifikation des „Archegeten der Appianversion“ vermeidet K. in fast der gesamten Arbeit konsequent; lediglich auf der vorletzten Seite ihres Textteils, 423, gestattet er sich, ihn – zu niemandes Überraschung, wie man vermerken darf – als Asinius Pollio anzusprechen. Die direkte Vorlage Appians selbst schließlich, die K. in tiberianischer Zeit ansetzen möchte, eine das Werk Pollios in seiner antoniusapologetischen Tendenz durch „romanhafte Erfindungen und Entstellungen“ verstärkende Schrift (417), beläßt er tentativ gleich in der Familie Pollios: Dessen Sohn „Asinius Gallus oder einer seiner Söhne“ (424) könnte für sie verantwortlich zeichnen. (5.) Zu dieser Hypothese, die K. wohlgemerkt nur als „anregende Spekulation“ verstanden wissen will (423), führt den Autor seine Analyse des Velleiustexts. Sie ergibt für ihn, daß Velleius zwar sowohl die augusteische Autobiographie als auch das antoniusapologetische Werk aus der Zeit des Tiberius kannte und verwendete, daß seine Darstellung jedoch keiner der beiden Traditionen zuzuordnen ist. Die untersuchten Passagen seines Geschichtswerks seien vielmehr durch eine „in der gesamten antiken Historiographie einzigartige Antoniusfeindschaft“ (28) gekennzeichnet; das Werk übertreffe in dieser Tendenz die kaiserliche Autobiographie bei weitem – Velleius sei gewissermaßen ‚augusteischer als Augustus‘. Dies liege darin begründet, daß sich der Historiker das Antoniusbild der ciceronischen Philippiken zu eigen gemacht und es in eine tendenziöse Geschichtsdarstellung umgesetzt habe. Den von ihm rekonstruierten ‚Propagandakampf‘ um das Bild des Antonius in der Literatur der tiberianischen Zeit erklärt K. mit der Situation am römischen Kaiserhof: Der Kreis um Germanicus, der ja ein Enkel des Antonius war, habe ohne Zweifel Interesse daran gehabt, diesem als einem führenden caesarianischen Politiker ein ehrendes Angedenken zu bewahren; das könnte etwa Asinius Gallus, einen angeheirateten Verwandten der Frau des Germanicus, der Agrippina, zu einer Neubearbeitung des Werks seines Vaters veranlaßt haben, in der er dessen politische Tendenz noch verschärfte. Dieser Geschichtsdarstellung sei Velleius, ein Bewunderer des mit Germanicus verfeindeten Kaisers Tiberius, als augusteischer Propagandist entschieden entgegengetreten, indem er Antonius in ciceronischer Manier als Tyrannen denunzierte, gegen dessen Schreckensherrschaft sich eine ‚republikanische Einheitsfront‘ unter der Führung des Vaterlandsretters Octavian bildete, die Antonius im bellum Mutinense schlug.

K. hat, soviel sei vorausgeschickt, ein sehr interessantes Buch vorgelegt, das durch feinsinnige Analysen unsere Kenntnis vor allem der untersuchten Partien des Velleius und des Appian entscheidend vertieft und so jedem Historiker der ausgehenden römischen Republik wichtige Anregungen geben kann. Daß K.s – von ihm als geschlossenes System präsentiertes – Gesamtbild in einzelnen Punkten Kritik wecken wird, liegt nur in der Natur der Sache. Grundsätzlich ist festzustellen, daß K. die drei von ihm im Detail untersuchten Autoren – daß er den so wichtigen Cassius Dio, wohl aufgrund der komplexen Quellenverhältnisse, nur ganz punktuell in seine Analyse miteinbezogen hat, mag man bedauern – nicht als Historiker, sondern bloß als Urheber (bzw., im Fall des Appian, als Vermittler) ideologischer Kampfschriften behandelt: Charakteristisch ist etwa sein Urteil, die „Form des historischen Kompendiums“ erweise sich „am Beispiel des Velleius weniger als historiographische Darstellungsform denn als politisches Pamphlet und handliches Propagandainstrument“ (414); ja, er versteigt sich sogar zu der Vermutung, „daß der inhaltliche Rahmen der kompendiarischen Universalgeschichte“ für Velleius „nur ein Vorwand und Lockköder war, sich ein Publikum für die tiberianische Propaganda zu erschließen“ (415).

Dies ist eine eindimensionale, zweifellos zu undifferenzierte Gesamtansicht des Velleius Paterculus. K. scheint hier Beobachtungen, die er in seinen zum Teil ausgezeichneten Detailinterpretationen des kurzen von ihm genau untersuchten Textabschnitts gemacht hat, auf das ganze Geschichtswerk zu übertragen, das gewiß mehr war als ein „Pamphlet“. Für die von ihm im Detail analysierten Kapitel ist es K. freilich gelungen, Velleius als einen jedes Wort bedachtsam setzenden und seinen Text mit hingebungsvoller Sorgfalt im Sinne seiner augusteischen Tendenz komponierenden Autor vorzustellen, dessen historische Verdrehungen keine durch platzbedingte Kürzungen entstandenen „darstellerischen Zufallsprodukte“ sind, wie früher gelegentlich vermutet wurde (414). In diesem Zusammenhang sei auf K.s Analyse von Velleius' konsequenter, durch Ciceros berühmt-berüchtigtes *tu, tu, inquam, illum occidisti Lupercalibus* (Phil. 13, 41) inspirierter Verleumdung des Antonius als eines Komplizen der Caesarmörder hingewiesen (31ff.). Hervorgehoben seien außerdem K.s gute Bemerkungen zur Stilisierung der Antoniusgestalt nach dem klassischen literarischen Tyrannenschema (198ff.).

Ausgedehnte Partien des vorliegenden Buches sind der scharfsinnigen Aufdeckung jener literarischen Kunstgriffe gewidmet, mit denen im Appiantext das augusteisch gefärbte Geschichtsbild zugunsten des Antonius verändert wurde (vgl. dazu auch die Graphik III im Anhang). Vor allem sind es chronologische Umstellungen, die eine Verschiebung des historischen Akzents bewirken: Bei Appian nimmt Octavian etwa anno 44 deutlich früher als in der übrigen Tradition Kontakt zu den makedonischen Legionen unter dem Kommando des Antonius auf, um sie auf seine Seite zu ziehen, wodurch seine Handlung als umstürzlerisch erscheint (110ff.); die augusteische Darstellung, wonach Octavian erst nach dem bellum Mutinense erkannt habe, daß seine senatorischen Koalitionspartner eigentlich einen ‚pompeianischen‘ Kurs steuerten, wird bei Appian durch Verlegung dieser Erkenntnis in die Zeit vor Mutina zurückgewiesen, wodurch Octavian als Verräter gebrandmarkt wird, der wissentlich auf der ‚Pompeianerseite‘ an einer Fortsetzung des caesarisch-pompeianischen Kampfes teilnahm (241ff.); die Versöhnung zwischen Octavian und Antonius wird bei Appian unmittelbar nach dem bellum Mutinense – also viel früher als in der augusteischen Tradition – angesetzt und als von Caesars Großneffen ausgehend dargestellt, außerdem habe Octavian nach diesem Krieg, in dem er Antonius mit Hilfe der Senatstruppen eine Lektion erteilte, den Bruch mit dem Senat demagogisch herbeigeführt (252ff.).

Gemäß der von ihm formulierten Prämisse spricht K. mit E. Schwartz (und anderen) für den von ihm untersuchten Textabschnitt Appian von Alexandria die Eigenständigkeit völlig ab, er gilt ihm nur als wortgetreuer ‚Transporteur‘ einer vorgefundenen Darstellung. Ohne hier auf die nun schon so lange andauernde Diskussion über Appians Quellen genauer eingehen zu können, sei vermerkt, daß diese alte Auffassung in der jüngeren Forschung mehrfach Kritik hervorrief; abgesehen von dem schon genannten D. Magnino können wir noch auf die umsichtigen einschlägigen Bemerkungen von A. M. Gowing (*The Triumviral Narratives of Appian and Cassius Dio*, Ann Arbor 1992, bes. 39ff.) hinweisen. Zumindest ist mit Gowing 49 die Frage aufzuwerfen, warum Appian (wenn er das tat) für eine so bedeutende Periode wie die Jahre 44/43 v. Chr. ausgerechnet einer bestimmten antoniusfreundlichen Quelle folgte: offenkundig, weil er die in ihr gebotene Geschichtsdarstellung anderen vorzog – was doch schon einiges über das Geschichtsverständnis des Appian aussagt! Gelegentlich bietet, wie K. zeigt, in der Tat eben just die „Appianversion“ mit der pro-antonianisch ‚manipulierten‘ zugleich auch die historisch wahrscheinlichste Variante in der gesamten erhaltenen Historiographie; so etwa im Falle der frühen Datierung der octavianischen Wählerarbeiten unter den makedonischen Legionen (115f.).

Der Aufbau der numerisch gegliederten Arbeit K.s ist mit Kapitelnummern bis zu „4.2.2.6.4.2“, um ein Beispiel zu geben, extrem kleinteilig, was zu z. T. mehrfachen, ermüdenden Wiederholungen und Schleifengängen in der Argumentation führt: Die Kernthesen des Autors finden sich dem Hauptteil des Werks vor- und nachgeschaltet, über den Text verstreut und außerdem in zahlreichen Zwischenzusammenfassungen, was vielleicht dem selektiven Leser entgegenkommen mag, nicht jedoch demjenigen, der sich „die Gesamtlektüre ‚antun‘ will“ (23). Bedauerlich sind auch einige übersehene sprachliche Fehler in einem ansonsten in ansprechendem Stil geschriebenen Buch: So etwa, daß K. die Szene, in der Octavian die wahren Ziele des Senats *e r k e n n t*, stets „Erkennungsszene“ nennt (vgl. etwa 219, 335); vgl. weiters z. B. „für Antonius als dem wahren Führer“ (124), „für Octavian als dem wahren Nachfolger“, „für Octavian als dem ersehnten Befreier“ (214), „gegen Octavian als dem Oberhaupt“ (269), „das ... despotische Gebahren des Antonius“ (211), „bezüglich ... dem pompeianischen Umschwung“ (339), der „präsumptive Tiberiusnachfolger“ (418), die Verwendung der Wortform „Usurpatoren“ als Akk. Sg. (215, 257, 291 u. ö.) oder die Anm. 1 auf 22f. („Benutzererleichterung“). Die antiken Texte werden, was außerordentlich zu begrüßen ist, sehr ausführlich im Wortlaut zitiert; Fehler sind rar: z. B. *Cassius* statt des richtigen *Cassium* in Cic. Phil. 13,30 (339), *modum* in Vell. 2,86,2 entweder vorne (mit Watt) oder am Satzende (mit Rhenanus), nicht beides (368), *quisquis* in Vell. 2,76,3 wurde irrtümlich ausgelassen (386).

Dem Numismatiker sei außerdem die Bemerkung gestattet, daß die Münzen des M. Antonius interessanter Weise wohl eben nicht von dessen *damnatio memoriae* betroffen waren, wie K. in der Einleitung irrig angibt (19; die literarischen Quellen, Plut. Cic. 49,6 und Cass. Dio 51,19,3, erwähnen natürlich auch nichts davon): Weder wurde sein Name auf Geprägten eradiert, noch wurden seine Münzen offenbar eingezogen; seine Legionsdenare sind im Gegenteil sogar das Paradebeispiel schlechthin für antike Prägungen mit jahrhundertelanger Umlaufzeit.

Die Frage, ob die von K. konstatierten intertextuellen Bezüge zwischen den vorliegenden (und rekonstruierten) antiken Darstellungen bzw. die von ihm statuierten Abhängigkeiten nun wirklich in allen Einzelfällen zutreffen, kann wohl niemand mit völliger Sicherheit beantworten, wenngleich K. zuzugeben ist, daß sein Ansatz in sich stimmig wirkt. Nach der Gesamtlektüre bleibt dem Leser, der unter all den von K. penibel rekonstruierten propagandistisch-tendenziösen Versionen und Gegenversionen den historischen Ereignisablauf als solchen zu erkennen sucht, als Gewinn jedenfalls das geschärfte Bewußtsein, daß man die von K. analysierten Autoren extrem vorsichtig auswerten muß.

Bernhard Woytek

* * *

Christine F. S a l a z a r, *The Treatment of War Wounds in Graeco-Roman Antiquity*. Leiden: Brill 2000. XXVII, 299 S. 8 Abb. (Studies in Ancient Medicine. 21.) ISBN 90-04-11479-3.

Die Autorin analysiert Kriegsverwundungen der griechisch-römischen Epoche nach dem Aspekt (1.) ihrer medizinischen Behandlung, (2.) ihrer Bedeutung in der Literatur und (3.) der archäologischen Evidenz. (1.) Die Verletzungsmöglichkeiten durch Kampf Waffen waren mannigfaltig, wie die Autorin mittels detaillierter Beschreibungen darlegt. Die Folgen der Verletzungen waren häufig gefährlicher als deren Ursache. Blutungen, Schock und Blutvergiftung konnten zu Lähmungen und sogar zur Körper-

behinderung führen. Der Arzt mußte daher rasch handeln. Die Entfernung von im Fleisch steckenden Wurfgeschossen erforderte Geschicklichkeit und Erfahrung. Bei der Versorgung der Wunde kamen häufiger Arzneien zur Anwendung als chirurgische Praktiken. Denn der Umgang mit chirurgischen Instrumenten erforderte die Erfahrung eines Spezialisten, an denen immer ein Mangel herrschte, wenn in kurzer Zeit eine große Anzahl von Verletzten anfiel. Sekundäre operative Eingriffe waren mitunter nötig, um Entstellungen von Ohren, Nasen oder Lippen zu korrigieren. Für den Patienten war das eine schmerzhafteste Prozedur, weil Narkosemittel in der Antike nur eine unzureichende Wirkung aufwiesen.

Zum Aufbau einer organisierten medizinischen Versorgung im Krieg kam es trotz der ständig fortschreitenden militärischen Entwicklung in der griechisch-römischen Epoche nicht. Bei den Griechen übernahmen in der Regel Kameraden die Versorgung der Verletzten, ferner wurden bei Bedarf Personen mit Erfahrung aus der Umgebung angemietet bzw. befanden sich solche Personen als Begleiter von wohlhabenden Offizieren in der Armee. Erst die stehende Armee der römischen Kaiserzeit rekrutierte Ärzte, deren Rang, Status und Zahl jedoch bis jetzt nicht geklärt ist. Die Unterscheidung von antiken Autoren medizinischer Fachliteratur nach Experten und Laien erweist sich als schwierig. Medizin wurde nämlich nicht in Schulen, sondern durch praktische Übung, persönlichen Kontakt oder öffentliche Demonstrationen gelehrt. Ein gewisses medizinisches Wissen gehörte zur Allgemeinbildung. Die Verarbeitung theoretischen medizinischen Wissens in antiker medizinischer Fachliteratur läßt daher nur bedingt Rückschlüsse auf die praktische Erfahrung eines Autors zu. Es kam zwar zur Entwicklung eines der Materie angepaßten Wortschatzes, zur Entwicklung einer spezifisch medizinischen Terminologie kam es in der griechischen Epoche jedoch nicht. Die lateinische medizinische Fachliteratur wirkt dagegen durch die Verwendung zahlreicher Gräzismen technischer. Der Gebrauch von griechischen medizinischen Termini in ihr mag zwar einiges über die Bildung eines Autors aussagen, für seine praktische medizinische Erfahrung sind daraus jedoch keine zwingenden Schlüsse zu ziehen.

(2.) Die Autorin konfrontiert anschließend die aus der medizinischen Fachliteratur gewonnenen Ergebnisse mit Beschreibungen von Kriegsverwundungen in der Literatur. In ihrer chronologisch geordneten Analyse stößt sie auf immer wiederkehrende Motive wie den ehrenvollen Tod im Kampf, die Verletzung an der Brust, das Weiterkämpfen trotz frischer Verletzung, die Ausdauer des erfahrenen Soldaten, die Verteidigung des toten oder verwundeten Kameraden oder die Obsorge bei der Wundversorgung nach der Schlacht. Sie kommt zum Schluß, daß Verwundungen und Verwundetenfürsorge in der Literatur nicht medizinische Realitäten beschreiben, sondern zur Charakterisierung der handelnden Personen dienen.

Das Vorbild ist Homers *Ilias*. Die Darstellung von anatomischen Details bei den Verwundungen ermöglichen es dem Autor, das Gesamtgeschehen in zahlreiche Variationen von Zweikämpfen aufzulösen. Bewältigung von Angst und Schmerz beim Empfang der Wunde schafft das Image von Helden. An Mut können Sterbliche sogar Götter übertreffen. Die Wunden selbst werden entweder durch das Eingreifen der Götter oder durch die Behandlung von Menschen geheilt. In der *Ilias* ist der Tod im Kampf ein ehrenvoller Tod. Seine Ruhmestaten sichern dem Helden das Überleben. Trotz geänderter Kampftechnik – Ersatz des Zweikampfs durch die Schlachtreihe – bleibt das von Homer geprägte Heldenideal bis zum Ende der Antike aktuell. Lediglich zu einer Verschiebung innerhalb der Werte kommt es, wenn z. B. die Ausdauer in der Schlachtreihe größer geschätzt wird als der persönliche Wagemut im Einzelkampf.

Einen neuen Höhepunkt erreicht die literarische Gestaltung von Verwundungen und Verwundetenfürsorge durch Alexander den Großen. Seine Person ist das Beispiel par excellence dafür, wie antike Autoren das Motiv adaptieren, um eine historische Person zu charakterisieren. Alexanders Haltung bei seinen Verwundungen dient als Ersatz für seinen Heldentod: Er kennt keine Angst vor Verletzung, hält geduldig jeden Schmerz aus und nimmt bewußt die Wahl eines gefährlichen Heilmittels in Kauf. Sein Image ist geprägt vom homerischen Heldenideal, das sich schon in seinem eigenen Bemühen zeigt, Achilleus zu übertreffen. Mit der Adaptation der mythischen Heldenideale der Ilias auf die historische Person Alexanders ist die weitere Entwicklung bis in die Spätantike festgelegt. Verwundungsmotive selbst sind auf kein literarisches Genre beschränkt, einzelne Elemente lassen genug Raum für die freie Umgestaltung für jeden beliebigen literarischen Zweck. Fortschritte im medizinischen Wissen, vor allem der Anatomie, haben keinen Einfluß mehr auf die literarische Gestaltung.

(3.) Dem archäologischen Material widmet die Autorin ein eigenes Kapitel: Illustrationen von medizinischen Texten aus der Antike sind nicht überliefert. Bild Darstellungen von Verwundetenfürsorge folgen weitgehend den literarischen Vorbildern. Waffen als Ursache von Verwundungen, militärische Lagerspitäler aus römischer Zeit und chirurgische Instrumente sind in größerer Zahl überliefert. Zu den medizinischen Geräten ist zu bemerken, daß sie in römischen Militärspitälern oder in Arztgräbern gefunden werden. Ihre Zahl vermehrt sich durch Neufunde ständig (vgl. etwa E. Künzl - J. Uzel, in: 100 Jahre österreichische Forschungen in Ephesos, hrsg. v. H. Friesinger - F. Krinzinger, Wien 1999, 205 - 214). Von menschlichen Skelettresten mit Verwundungen erwähnt die Autorin die Toten der Schlacht von Chaironeia und den Schädel aus einem Königsgrab aus Vergina, dessen Verletzung berechtigte Hoffnung geweckt hat, in ihm den Kopf Philipps II. zu erkennen. Zu ergänzen wäre dazu aus römischer Zeit etwa der Fund einiger Schädel mit Verletzungen, vermutlich von Schwerthieben, aus der Varusschlacht (S. Wilbers-Rost, in: Spektrum der Wissenschaften, Dossier 1, 2001, 27).

S. hat eine Monographie vorgelegt, die sowohl durch ihre Methode als auch durch ihre Ausführung fasziniert. Es ist ihr gelungen, aus einer fragmentierten Überlieferung in unterschiedlichsten Quellengattungen eine glaubhafte Synthese zu rekonstruieren. Ihre Darstellung ermöglicht es weiters, die Diskrepanz von hoher Literatur und Fachliteratur exemplarisch nachzuvollziehen. Schließlich ist ihr Buch ein mutiges Beispiel für die Forschung im Grenzbereich von Medizin und Geisteswissenschaft. *Reinhard Selinger*

David R. L a n g s l o w, *Medical Latin in the Roman Empire*. Oxford: Oxford University Press 2000. XV, 517 S. (Oxford Classical Monographs.) ISBN 0-19-815279-5

L., ein Zögling von Oxford und zur Zeit Professor in Manchester, hat nach Arbeiten über die lateinische medizinische Terminologie diese Monographie abgeschlossen. Die Arbeit dokumentiert, daß die klassische Philologie, wie die allgemeine Linguistik, Terminologie und Fachsprachen als Gegenstand der Forschung anerkennt.

Im ersten Kapitel („Medical Latin“) stellt L. die Frage, ob es möglich ist, von medizinischem Latein zu sprechen, also von einer Sondersprache, die von den lateinisch schreibenden Autoren verwendet wurde. Der Autor kommt zum Schluß, daß es trotz der bekannten Äußerung von Plinius, daß die Ärzte *transfugae ad Graecos* (N. H. 29, 17) sind, berechtigt sei, und das sogar schon seit der Zeit der Republik (40). Vier medizinische Werke bilden die Grundlage der Analyse, und zwar Celsus, *De medicina*

(1. Jh. n. Chr.), Scribonius Largus, *Compositiones* (1. Jh. n. Chr.), Theodorus Priscianus, *Euporista* (4./5. Jh. n. Chr.) und Cassius Felix, *De medicina* (5. Jh. n. Chr.).

Aufgabe des zweiten Kapitels ist es, die moderne linguistische Typologie auf die Wortentlehnungen aus dem Griechischen anzuwenden und auf Grund von Orthographie, Inflexion und Semantik den Grad der Integration griechischer Termini ins Lateinische festzustellen. Die allgemein bekannte Bedeutung der griechischen Terminologie hat L. durch quantitative und qualitative Detailanalyse bestätigt. Die Typologie basiert darauf, ob bei der Verwendung des griechischen Wortes die Tatsache angegeben wird, daß es aus dem Griechischen stammt, wenn ja, ob das immer oder nur zum ersten Mal erwähnt wird, und ob das griechische oder lateinische Äquivalent bevorzugt wird. Die Begriffe werden auch danach unterschieden, ob es sich um einen anatomischen, pathologischen oder pharmazeutischen Terminus handelt. Bei Celsus kommt L. beispielsweise zur Schlußfolgerung, daß die herkömmliche Ansicht, daß er ein antihellenistischer Latinisator war, sich bestätigen läßt (121). Die Art der Präsentation der griechischen Wörter im Lateinischen führt zum überraschenden Schluß, daß der scheinbar einfache Satz *Morbus maioris intestini quod colum vocamus* eigentlich sechs Interpretationen ermöglicht (91).

Im dritten Kapitel wird die ‚semantische‘ Wortbildung dargestellt, bei der Wörter aus dem gemeinen, also nichtmedizinischen Wortschatz zur Benennung verwendet werden. Der Autor unterscheidet zwei mögliche Terminologisierungsweisen, und zwar Bedeutungsspezialisierung oder -erweiterung und metaphorische Bedeutungsübertragung, und legt die Klassifikation und Detailcharakterisierung der semantischen Beziehungen vor. In der ersten Kategorie spezifiziert er zuerst die semantischen Dimensionen im Bereich der Medizin: z. B. bedeutet der Terminus *pectus* das ‚Brustbein‘ und auch die ‚Brust‘ (152), die Benennung *tonsillae* wird für die ‚Mandeln‘ als Organ aber auch für die ‚entzündliche Mandelerkrankung‘ verwendet (154), der Ausdruck *causa* kann die ‚Erkrankung‘ sowie auch ihre ‚Ursache‘ (155) bedeuten; L. weist weiter auf die allgemeineren semantischen Beziehungen hauptsächlich zwischen den medizinischen und nichtmedizinischen Bedeutungen hin, z. B. *malum* als eine ‚Krankheit‘ und allgemein das ‚Böse‘ (157), *auxilium* als ‚Heilmittel‘ und allgemein ‚Hilfe‘ (162), und stellt konkrete und abstrakte Bedeutungen der medizinischen Termini vor, z. B. *fractura* als der ‚Bruch‘ und auch die ‚Tätigkeit des Brechens‘ (170), *duritia, durities* als die ‚Abhärtung‘ und auch die ‚Härte‘ (175). In der zweiten Kategorie werden Metaphern differenziert, die auf der physischen oder funktionellen Ähnlichkeit mit den konkreten Objekten beruhen, z. B. *frenum, iter, lumen, materia, porta* (179–193) und Metaphern, die auf Begriffs- oder Abstrakta-Ähnlichkeit mit den Zuständen, Ereignissen und Tätigkeiten beruhen, z. B. *amputatio, impetus, recursus, punctio, potestas, deliratio* (193–200). Aus den Ergebnissen (202–205) geht hervor, daß die metaphorischen, durch die Ähnlichkeit zweier Begriffe motivierten Termini terminologisch vorteilhafter erscheinen. Hinsichtlich eines evidenten Begriffsunterschiedes zwischen der primären und medizinischen Bedeutung sind sie vor allem semantisch eindeutiger. Nach L.s Meinung setzte Cassius etwa eben aus diesem Grund die Eliminierung solcher Wörter durch, deren Fachbedeutung vom gleichen Typ ist wie die Originalbedeutung, und bemühte sich, die Verwendung der medizinischen Ausdrücke mit mehr als einer Bedeutung zu begrenzen. Das führt auch zur möglichen Erklärung des im Ganzen geringen Umfangs an Fachausdrücken in seiner Schrift, und wir fügen hinzu, daß dies wohl auf einen Fortschritt bei der Bildung des terminologischen Bewußtseins deutet.

Die Beschreibung der ‚phrasal terms‘, d. h. der Mehrworttermini, bildet den Inhalt des vierten Kapitels. Sie werden als lexikalisierte Wortverbindungen verstanden, so daß

die Kenntnis der Bedeutung einzelner Wörter, von denen sie gebildet werden, nicht zur Abschätzung der Bedeutung des Ganzen reicht. In den modernen terminologischen Komplexen herrschen gerade die von mehreren Wörtern gebildeten Benennungen vor; die erste Stelle nehmen unter ihnen die nominalen Zweiwortbenennungen ein, die klar ihre zweigliedrige Benennungsstruktur widerspiegeln. Diese Tendenz hat, wie L. demonstriert, schon in der Antike angefangen (206). Auf der einen Seite kommen in dem erforschten Korpus lange beschreibende Ausdrücke für medizinische Objekte und Erscheinungen vor, die vor allem lange Satzstrukturen ausnutzen (besonders bei Celsus), auf der anderen Seite sind Zweiwortverbindungen belegt, die den gegenwärtigen Kriterien für den Terminusaufbau entsprechen (häufiger bei Cassius). In diesem Zusammenhang wird zugleich auch die Kenntnis der griechischen Benennungen bei der Übersetzung ins Lateinische erforscht. Als syntaktische Grundtypen kommen die Termini mit dem kongruierenden Attribut (Substantiv + Adjektiv) und Termini mit dem nichtkongruierenden Attribut (Substantiv + Substantiv im Genetiv) vor. Beide Gruppen enthalten eine Reihe weiterer Möglichkeiten, die sich im ersten Fall aus der Realisierung des Adjektivattributs in der Form des Relativsatzes, der Partizipial- oder Präpositionsverbindungen u. ä., und im zweiten Fall aus der semantischen Natur des adnominalen Genetivs (Subjekt- und Objektgenetivs u. ä.) ergeben. Große Aufmerksamkeit wird der Frage der Wortfolge in verschiedenen Konstruktionstypen gewidmet (236–252). Bei Celsus überrascht vor allem die vorherrschende Anteposition des Adjektivattributs, obwohl die anderen Autoren allmählich die umgekehrte Wortfolge durchsetzen. Ein ähnlicher Befund ist auch bei den Verbindungen mit dem Genetiv zu beobachten, den Celsus eher an die erste Stelle setzt, während Cassius Felix ihm die Position hinter dem übergeordneten Substantiv zuteilt. Die Phrasentermini bezeugen genügendes Sachverständnis und sind auch mit den griechischen Ausdrücken offenbar deswegen konkurrenzfähig. Die niedrigere Frequenz der reinen Substantivkonstruktionen erklärt der Autor durch das wahrscheinlich engere Substantiv-Adjektiv-Verhältnis, das besser den Anforderungen der Lexikalisierung entspricht. Die Ersetzung des adnominalen Adjektivs ist übrigens eine auch in der gegenwärtigen internationalen anatomischen Nomenklatur bekannte Erscheinung.

In der Einleitung zu dem den Zusammensetzungen und Ableitungen gewidmeten Kapitel geht L. davon aus, daß die Derivationskomponenten lexikalische und semantische Eigenschaften haben (271). L. schließt die allgemein verwendeten Wörter aus der medizinischen Terminologie nicht aus, d. h. er hält *dolor* beispielsweise auch für einen medizinischen Terminus (272). L. sucht morpho-lexikalische Gruppen, die durch eine gleiche Derivationskomponente gebildet werden, und findet nicht die Zahl der in eine Gruppe gehörenden Fälle wichtig, sondern ob sie für die Benutzer motiviert sind (273); dabei hat L. in der medizinischen Terminologie nur fünf echte Komposita (*sanguisuga*, *auriscalpium*, *dentifricium*, *orificium*, *bicapita*) gefunden. Es treten 16 nominale Suffixe dazu; drei anatomische durch die Präposition mit der Bedeutung ‚Stelle‘ gebildete Termini hält L. für Komposita, und er kennt zwei Präfixe, *sub-* und *per-*, *prae-*, z. B. *subalbidus*, *perangustus*, *praefrigidus*. Es scheint aber, daß er von der bei Leumann-Hofmann-Szantyr (Lateinische Grammatik) gegebenen Konzeption, nach der die durch Präfixe gebildeten Worte zu den Komposita gerechnet werden, noch weitergehen könnte: Auf S. 287 spricht L. z. B. über die morpho-lexikalische Gruppe der abstrakten Nomina mit dem Suffix *-tus* und nennt vier Beispiele aus Celsus, die die Bedeutung ‚konkretes Ergebnis der Bewegung in gegebener Richtung‘ haben (*ex-*, *pro-*, *re-*, *abscessus*), diese Präfixe hält der Autor jedoch nicht für Derivationskomponenten. Unserer Meinung nach würden diese Beispiele gerade seinen Kriterien für morpho-lexikalische

Gruppen (vier Fälle) mit der Bedeutung ‚Richtung‘ entsprechen, die Celsus zugesprochene Bildung des Terminus *abscessus* könnte so erklärt werden, daß er ein Präfix für das andere ausgetauscht hat, weil es „some way marked“ ist (293). Schließlich stellt L. fest, daß die medizinische Terminologie Widerstand gegen den Einfluß der griechischen Komposita gezeigt hat und echte Zusammensetzungen marginal blieben (371). In der Schlußübersicht der Derivationskomponenten werden (quasi)lexikalische, grammatische und stilistische Bedeutungen der Affixe unterschieden (371–375).

Mit der Stilcharakteristik der medizinischen Fachprosa, vor allem im Zusammenhang mit der Syntax, befaßt sich das letzte Kapitel. Im Zentrum des Interesses steht die Vorliebe für die nominale Syntax. Während bei Celsus (aber auch anderen Autoren) Satz- oder Verbaldrücke vorherrschen (z. B. *sonant aures, capillis fluentibus*), verwendet Cassius vor allem lexikalische, durch Nominalphrasen gebildete Mittel (*tinnitus aurium, capillorum defluxio*; 377). Im weiteren werden die Prozesse bei der Verb-, Adjektiv- und Relativsatznominalisierung ausführlich beschrieben. Der ‚auf dem Verb basierte‘ Stil wird als diffus, weitschweifig, der andere ‚auf dem Substantiv basierte‘ Typ als kompakt, konzentriert bezeichnet. Während in dem ersten Fall vom Leser keine besondere Fachkenntnis verlangt werden, setzen die Sprachmittel des Kompakstils solche voraus. Unter den Vorteilen der Nominalisierungstransformation werden kondensierte und sparsame Ausdrucksweise, syntaktische Einfachheit, „listability“, d. h. die Möglichkeit Verzeichnisse zu machen, größere Konkretheit und Objektivität genannt (415ff.). Interessant sind der Vergleich des alten Lateins mit der modernen englischen Sprache und die sich dabei ergebenden Parallelen, vor allem eine Unterscheidung zwischen ‚Verbalstil‘ (entspricht dem populärwissenschaftlichen Stil) und einem ‚Nominalstil‘ (entspricht dem wissenschaftlichen Stil). L. schließt sich der Meinung an, daß die Aufgabe des Lateins, das in den vergangenen Jahrhunderten den Gebildeten als Quelle der Spezialsprachmittel gedient hat, heute der nominale Stil übernimmt.

Obwohl der Autor im Epilog bescheiden bemerkt, daß diese Arbeit nur ein Anfang sei, sind seine Analysen so minutiös, daß es schwer ist, etwas hinzuzufügen. Doch es gibt noch andere medizinische Texte und der Autor selbst gibt uns die Anleitung, wie mit ihnen gearbeitet werden kann. Diese Monographie mit ihrer Bibliographie und den Indizes am Buchende wird bestimmt ein gutes Hilfsmittel sein.

Elena Marečková - František Šimon

* * *

Alessandro Cristofori-Carla Salvaterra-Ulrich Schmitzer (Hrsg.), *La rete di Arachne – Arachnes Netz. Beiträge zu Antike, EDV und Internet im Rahmen des Projekts „Telemachos“ – Contributi su nuove tecnologie, didattica ed antichità classica nell’ambito del progetto „Telemaco“*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 281 S. (Palingenesia. 71.) ISBN 3-515-07821-5

Im vorliegenden Sammelband, der aus dem in Bologna und Erlangen betriebenen und von der Europäischen Union geförderten Telemaco/Telemachos-Projekt (TELEdidattica e Multimedialità per le Antichità Classiche ed Orientali bzw. TELEdidaktik und Multimediaverwendung auf dem Gebiet des Klassischen Altertums, des frühen Christentums, des Alten Orients und der Spätantike) hervorgegangen ist, setzen sich Autoren aus sechs verschiedenen europäischen Staaten sowie einer aus den USA aus

ganz unterschiedlichen Blickwinkeln mit der Frage des Einsatzes moderner elektronischer Medien (Internet, Lernprogramme, Datenbanken, bis hin zu Computerspielen) in der Didaktik der alten Sprachen, den Altertumswissenschaften und einigen Nachbardisziplinen auseinander. Eines ist all diesen Beiträgen gemeinsam: Sie zeigen, daß unsere Disziplin die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck entdeckt hat und sich nicht mehr scheut, sich deren Vorteile für die Erforschung und Vermittlung der Antike zunutze zu machen.

Die breite Streuung der einzelnen Beiträge – in geographischer wie auch in inhaltlicher Hinsicht – ermöglicht dem Leser sehr interessante Einblicke in die verschiedensten internationalen IKT-Projekte im Bereich der Altertumswissenschaften und des altsprachlichen Unterrichts, obgleich dieser Band bewußt keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt oder gar ein Handbuch sein möchte. Erfahrungsberichte aus der schulischen und universitären Praxis sowie Grundsatzreferate allgemeineren Zuschnitts ergänzen einander dabei in hervorragender Weise. Mit großem Gewinn wird daher vor allem jener Leser dieses Buch zur Hand nehmen, der sich einen ersten Überblick über den aktuellen Stand verschiedener altertumswissenschaftlicher IKT-Projekte in Europa und die Einsatzmöglichkeiten elektronischer Medien in unserer Disziplin verschaffen möchte oder Anregungen für eigene Projekte sucht. Eine ausführliche und detaillierte Rezension dieses Sammelbandes findet sich in der Online-Zeitschrift *Plekos*: *Plekos* 3 (2001) <<http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rcristofori.html>> [2. 9. 2001]. *Sonja Reisner*

Giovanna Alvoni, *Altertumswissenschaften digital. Datenbanken, Internet und e-Ressourcen in der altertumswissenschaftlichen Forschung. Mit Beiträgen von Ulrich Rausch*. Hildesheim - Zürich - New York: Georg Olms Verlag 2001. 191 S. (Studienbücher Antike. 5.) ISBN 3-487-11248-5 ISSN 1436-3526

Das vorliegende Buch hat es sich zum Ziel gesetzt, den Studenten, Doktoranden und Wissenschaftlern, die sich mit den Altertumswissenschaften und antiken Autoren befassen, eine kompakte Einführung in die einschlägigen elektronischen Forschungsmittel zu bieten. Da es auf der konkreten Forschungs- und Lehrerfahrung der Autorin basiert, zeichnet es sich vor allem durch große Praxisnähe und Benutzerfreundlichkeit aus und beschränkt sich weitgehend auf die für den Altertumswissenschaftler wirklich relevanten Fakten. Nach einer kurzen allgemeinen Einführung in die Grundlagen der EDV werden die drei Bereiche näher behandelt, in denen der Einsatz elektronischer Medien nicht nur von großem Nutzen für den Forscher sein kann, sondern vielfach bereits unumgänglich ist: bibliographische Recherchen mit Hilfe von Datenbanken auf CD-ROM und im Internet, Textanalysen mit der Unterstützung von Textdatenbanken sowie Meinungs- und Erfahrungsaustausch mit räumlich weit entfernten Berufskollegen via Internet und E-Mail.

Im ersten dieser drei Hauptkapitel werden zunächst drei ausgewählte kommerzielle bibliographische Datenbanken, die Version 2 der Database of Classical Bibliography, die Gnomon Bibliographische Datenbank sowie Dyabola, systematisch erläutert, wobei auch Hinweise auf Fehler und Schwächen der vorgestellten Software sowie der dazugehörigen Handbücher nicht fehlen. Daran schließt sich ein Beitrag von Ulrich Rausch über das Internet als globale Datenbank an, der sich mit allgemeinen Fragen der Internetnutzung (Suchstrategien, Sicherheitsfragen etc.) auseinandersetzt. Anhand dreier Beispiele für Online-Datenbanken (AnPhilNet, Gnomon Online und TOCS-IN)

wird nach einer kurzen Vorstellung der wichtigsten altertumswissenschaftlichen Internet-Ressourcen (Bibliotheca Classica Selecta, KIRKE, etc.) der Blick des Lesers wieder auf den praktischen Einsatz des Internet als Forschungshilfsmittel für den Altertumswissenschaftler gelenkt. Sehr detailliert und leicht verständlich werden die verschiedenen Programmfeatures und Suchroutinen der behandelten Datenbanken erläutert. Darauf folgt ein Beitrag über die Literaturrecherche in Online-Katalogen verschiedener Bibliotheken bzw. Bibliotheksverbände, der wieder von U. R a u s c h stammt. Der folgende Abschnitt über Zeitschriften im Internet erklärt die verschiedenen Arten von Online-Periodika und bietet einige einschlägige Internet-Adressen, läßt jedoch leider Erklärungen hinsichtlich möglicher Zitierregeln derartiger Publikationen vermissen. Zwei kurze Beiträge über Institute und Verlage im Internet runden dieses erste Hauptkapitel ab.

Der zweite große Abschnitt des Buches befaßt sich mit ausgewählten Textdatenbanken, die in ihrer Funktionsweise sehr genau beschrieben werden. G. A l v o n i stellt die Datenbanken TLG, PHI, die Bibliotheca Teubneriana Latina, Poesis 2 sowie die Patrologia Latina Database vor, U. R a u s c h erläutert BibleWorks for Windows, Cetedoc Library of Christian Latin Texts, das Corpus Augustinianum Gissense sowie das Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum.

Das dritte Hauptkapitel ist der wissenschaftlichen Diskussion auf elektronischem Wege, also E-Mail, Mailinglisten und Newsgroups gewidmet. Auch hier werden wieder in klaren und verständlichen Worten die technischen Fragen erläutert und die praktischen Einsatzmöglichkeiten sowie die Vor- und Nachteile dieser Form der Kommunikation dargestellt. Besonders nützlich ist die kommentierte Liste verschiedener Mailinglisten zu altertumswissenschaftlichen Themen.

Ein sehr brauchbares Glossar von U. R a u s c h sowie eine Literatur- und Adressenliste vervollständigen das Kompendium. Alles in allem ist dieses Buch vor allem Einsteigern in die Welt der elektronischen Forschungshilfsmittel zu empfehlen, da es praxisorientiert und leicht verständlich die Handhabung der wichtigsten elektronischen Ressourcen erläutert und diese auch einer kritischen Bewertung unterzieht. Besonders hervorzuheben ist, daß auf der Homepage des Olms-Verlages (<http://www.olms.de/>) u. a. eine Link-Liste der im Buch angeführten Internet-Adressen zu finden ist, die laufend gewartet und aktualisiert wird. Außerdem findet man dort auch Aktualisierungen zu einzelnen Kapiteln des Buches, die jedoch leider nicht als Hypertext mit internen Links, sondern nur als fortlaufender Text angeboten werden. Damit wurde der enormen Dynamik und Kurzlebigkeit des behandelten Mediums Rechnung getragen, die ansonsten große Teile einer derartigen Publikation binnen kürzester Zeit in wertloses Altpapier verwandeln würden.

Sonja Reisner

* * *